Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 15 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 10. April 1908

Karl Marx und die soziale Bewegung.

Von Werner Sombart.

Ich habe oft schon auf die seltsame Erscheinung hingewiesen: daß gerade das Marxsche System eine so ungeheure weite Verbreitung unter den Massen gefunden hat, wie kaum je vorher eine andere Lehre; es sei denn, man dächte an die großen Weltreligionen. Aber auch nur mit diesen läßt sich die Massenwirkung vergleichen, die der Marxismus ausübt: nicht nur, wenn wir die Anhänger dieser Lehre zählen; auch wenn wir die Art betrachten, wie die Marxschen Lehren empfunden, geglaubt, erlebt werden: durchaus als Heilswahrheiten, die uns erlösen werden von dem Uebel.

Seltsam ist diese Erscheinung darum, weil auf den ersten Blick die Schriften des Meisters nichts, aber auch rein nichts zu enthalten scheinen, was jene mächtige Massensuggestion hervorzurufen geeignet wäre. Arm an sozialen Ideen, arm an politischen Gedanken, arm an warmen, eindringlichen Tönen. Da wird den Massen kein Paradies verheißen; kein Wunderland wird ihnen vor die Sinne gebracht, in denen Milch und Honig fließt, in denen alle Menschen Grafen sind und ohne viel Arbeit sich des Lebens und seiner Genüsse freuen. Wie es etwa Fourier tut oder Weitling. Die alles, was das Herz des armen Mannes nur erfreuen konnte, in dem Lande der Zukunft verwirklicht sahen, in dem das salzige Meerwasser in Limonade verwandelt war, die Menschen mit Rosen im Haar die tägliche Arbeit tändelnd verrichteten, in heiterem Freundeskreise an reichbesetzter Tafel die vielen Mußestunden verbrachten und (die Hauptsache!) je drei bis vier schöne Frauen zu

ihrer freien Verfügung hatten. Alle diese bunten Phantasmagorien fehlen bei Marx. Kalt, wuchtig wie Hammerschläge fallen die Worte nieder: „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten: sie haben eine Welt zu gewinnen." Eine „Welt": etwas ganz Leeres, ganz Abstraktes, ganz Unsinnliches.

Man hört alte jüdische Propheten reden. Aber auch von denen hat Marx nichts als die Starrheit der Gesinnung. Nichts von dem Schwung ihrer Gefühle, nichts von ihrem großen Pathos. Niemals oder fast niemals wendet er sich an die großen Leidenschaften der Menschen, niemals ruft er die Massen auf, für die großen Ideale der Wahrheit und Gerechtigkeit in den Tod zu gehen; etwa wie es die Prinzip gewordenen Helden der Montagne dereinst getan hatten. Er spottet eher über die, die diesen Idealen ihr Leben opfern. „Sie (die Arbeiterklasse) hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben." Also ein schemenhafter, blutleerer Dogmatismus an der Stelle blühender, hinreißender, lebendiger Begeisterung.

Und trotz aller dieser abstoßenden Züge doch diese unerhörte Sieghaftigkeit der Marxschen Doktrin! Wie sollen wir uns das erklären?!

Ich habe schon anderswo (das heißt, wenn ich nichts hinzufüge immer in meiner Schrift: „Sozialismus und soziale Bewegung") den Gedanken geäußert: einer der Gründe, weshalb der Marxismus das anerkannte Glaubensbekenntnis des sozialistischen Proletariats geworden ist, sei gerade seine Leere, sei sein Mangel an positiven Forderungen, sei seine Armut an sozialen Ideen: Man versteht, daß die Marxsche Lehre der Fels wurde, auf dem die Kirche der sozialen Bewegung errichtet werden konnte, wenn man sich klar macht, daß die Marxsche Theorie so weit gefaßt ist, daß sie die verschiedensten Strömungen in sich aufzunehmen vermochte. Weil Marx gar kein bestimmtes Programm aufstellte, gar kein deutliches Bild von der erstrebten Zukunft zeichnete, auch die Ausführung des Klassenkampfes im einzelnen dem Belieben überließ, wurde er befähigt, der Theoretiker der sozialen Bewegung schlechthin zu werden. Seine Leitsätze bildeten eine Art von „Mäntelprogramm", in das die Einzelprogramme erst einzufügen waren. Er gab dem Proletariat zwar nur etwas, aber das Wichtigste: das Bewußtsein seiner selbst und das Vertrauen auf seine Kraft, den Glauben an sich und seine Zukunft. Daher er denn auch alle Ideale in das rein formale Ideal der Klassenzugehörigkeit verflüchtigte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch" (in der 6. Auflage der genannten Schrift S. 28).

Aber es lohnt sich wohl, einmal den psychologischen Verschlingungen dieser Zu-

sammenhänge etwas weiter nachzugehen, als ich es in meinem Buche getan habe, wo ich gleichsam nur den objektiven Tatbestand zu Protokoll zu bringen versuchte.

Zunächst, was ich auch schon ausgeführt habe, ist natürlich in Rücksicht zu ziehen, daß die Marxsche Lehre doch auch einen positiven Kern programmatischer Natur von großer Wirkung enthält: gleichsam ein Minimumprogramm aller modernen sozialen Bewegung, das heißt alles das, was jeder sozialistische Proletarier heute annehmen muß. Daß Marx diese Punkte in schroffer Weise heraushob, ist ja eine seiner bedeutsamen Leistungen, ist das Κτημα ες αει, wie ich es genannt habe. „Indem Marx als das Ziel der sozialen Bewegung die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, als Weg den Klassenkampf bezeichnete, richtete er die beiden Grundpfeiler auf, auf denen sich die Bewegung aufbauen mußte."

Entscheidend war dieses: sobald man die Zielpunkte der proletarischen Bewegung schlechthin festgelegt hatte, konnte man darauf „die Proletarier aller Länder" vereinigen. Dem praktischen Bedürfnis nach Internationalität der Bewegung tat dieses Minimumprogramm auf das glücklichste Genüge. Auf dieser programmatischen Grundlage konnte man nun die Kräfte entfesseln, die in der Idee der Internationalität noch gebunden waren. Und somit wurde die Marxsche Lehre (indirekt) doch die Erzeugerin einer neuen oder richtiger die Wiederbeleberin einer alten durchschlagskräftigen Idee: der der allgemeinen Menschenverbrüderung, der allgemeinen Menschheitsgesellschaft.

Aber wenn wir genauer hinschauen, sehen wir doch im Marxschen System noch manchen anderen Punkt, der seine große Anziehungskraft, die er auf die Massen ausgeübt hat, wohl begreiflich macht. Zum Teil waren es schlechthin Mißverständnisse, die sich wirksam erwiesen, zum Teil Unklarheiten, hinter denen man große Wahrheiten vermutete, und in die man allerhand Sonderbares und Wunderbares hineinzudeuten unternahm; zum Teil waren es aber auch die richtig verstandenen klaren Gedanken Marxens selbst, aus denen Kraft und Glauben entsprangen. Es ist wohl ehedem nur den Heilslehren der großen Religionen eigen gewesen, daß in ihnen der denkgeschulte Kopf ebenso wie der Geistigarme seine geistige Nahrung fand, was jetzt zweifellos für die Marxsche Theorie Geltung hat. Man hat von einer esoterischen und einer exoterischen Lehre des Marxismus gesprochen; nicht ohne Grund. Denn viele Sätze im Marxschen System sind ganz verschieden gedeutet von den gelehrten Soziologen und von den ungeschulten Arbeiterführern. Marx hat in der Tat, weil er so vieles und vieles so unbestimmt brachte, den meisten etwas gebracht.

Da ist gleich, um das eben Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen, seine berühmte und berüchtigte Wertlehre, die früher (wie wir schon sahen) häufig als die ganze Marxsche Theorie oder wenigstens als ihr wesentlicher Bestandteil angesehen wurde. Ihr Inhalt ist bekanntlich dieser: daß infolge der eigentümlichen Gestaltung der Marktverhältnisse in der kapitalistischen Epoche der Lohnarbeiter nur einen Teil seiner Arbeit im Arbeitslohne vergütet erhält, während ein anderer, immer mehr anwachsender Teil unbezahlt bleibt, dessen Ertrag der Unternehmer ohne Entgelt in der Gestalt des Mehrwerts sich aneignet. Jeder, der auch nur etwas in den Geist des Marxschen Systems eingedrungen ist, weiß nun, daß dieser Feststellung keinerlei ethische Färbung anhaftet, daß Marx sein Wertgesetz ganz und gar nicht etwa entwickelt habe, um den Nachweis zu führen, daß dem Arbeiter ein Teil seines Arbeitsertrages „unrechtmäßigerweise" vorenthalten, daß er vom Unternehmer „in schamloser Weise" ausgebeutet werde (um daran etwa die sittliche Forderung auf den „vollen Arbeitsertrag" zu knüpfen). Weiß, daß in dem ganzen Marxschen System (als solchem) „kein Gran Ethik" steckt; daß auch das Wertgesetz keine andere Bedeutung hat als die übrigen Lehren, nämlich die: den Beweis für die Behauptung zu führen, daß unsere Wirtschaft sich mit Naturnotwendigkeit in einer bestimmten Richtung entwickle, die unausweichlich zum Sozialismus führen müsse. Weiß, daß gerade in der Ablehnung aller ethischen Räsonements die spezifische Eigenart des Marxschen Denkens liegt, daß Marx besonders stolz darauf war, den Sozialismus nicht mit einem Appell an die „ewige Gerechtigkeit" (wie Engels spottet), sondern mit dem Nachweis eines natürlichen Verlaufs der Ereignisse begründet zu haben, nicht als ein Soll, sondern als ein Muß; daß also in diesem Denkzusammenhange eine ethisch orientierte Wertlehre platter Unsinn sein würde. Tut alles nichts. Für sicher einen sehr großen Teil der Marxgläubigen hat der Meister den Nachweis erbracht: daß die Arbeiter einen Teil ihrer Arbeit dem Unternehmer unbezahlt zur Verfügung stellen müssen, daß das Ausbeutung, niederträchtige, gemeine Ausbeutung ist, und daß man die Hunde totschlagen müsse. „Von Rechts wegen". Man lese noch heute die sozialdemokratische Presse, die sich streng zum marxistischen Dogma bekennt, man höre die Reden der Agitatoren zweiten und dritten Ranges, die sich in die Brust werfen und dem profanen vulgus zu ihren Füßen stolzerhobenen Hauptes erklären: „Ich kenn meinen Marx" —: ob man nicht täglich solcherart ethischen Räsonements in ihren Schriften und Reden begegnet, die dem Marxismus so innerlich fremd sind wie Nietzsche dem Christentum. Aber da diese schönen und dem Herzen wohltuenden Lehren den Massen als marxische erscheinen, so ist das abermals ein Grund, dem Verkünder dieser Lehren zuzujubeln. Und da erweist sich nun ein anderer Umstand

als ganz besonders geeignet, die Marxverehrung ins Unermeßliche zu steigern: das ist diesmal der wirkliche Geist seiner Lehren, der als ein streng wissenschaftlicher, das heißt auf die Erforschung der Wahrheit gerichteter sich darstellt. Das weiß man allerwärts, wo Marx verkündet wird: Marx hat ein großes System der Nationalökonomie verfaßt. Dieses System ist der Gipfel der Gelehrsamkeit, ist eine Fundgrube des Wissens, ein Arsenal des Geistes. Was in diesem System niedergelegt ist, ist das Ergebnis rein wissenschaftlicher Forschung: es ist die Wahrheit. Wenn nun in diesem wissenschaftlichen Buche der Nachweis geführt war, daß die Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft „ausgebeutet" werden: je nun — was konnte noch mehr im Interesse des Sozialismus geleistet werden, als das instinktive Empfinden des einzelnen aus der Masse mit dem Glorienschein objektiver Wahrheit zu umkleiden. Daß sich in dieser eigenartigen Weise Wissenschaft und Ethik in der Vorstellungswelt des gemeinen Mannes verquicken konnten: darin liegt sicherlich eines der wesentlichen Geheimnisse verborgen, deren Enthüllung uns die Sieghaftigkeit des Marxismus verstehen hilft.

Aber diese Eigenart der Marxschen Lehren: den Sozialismus nicht als sittliche Forderung, sondern als notwendiges Entwicklungsprodukt anzusehen, hat noch aus anderen Gründen dazu beigetragen, gerade diese Lehren so allgemein beliebt zu machen. Nicht nur, daß man das sittliche Bewußtsein stärkte mit dem Hinweis auf die wissenschaftliche „Richtigkeit" seiner Forderungen: man konnte auch weiterleben, weiteragitieren, ohne sich immer in einen Zustand sittlicher Entrüstung versetzen zu müssen. Man war ja seiner Sache so sicher! Der Sozialismus mußte kommen: wie ein Naturereignis. Wozu sich also in Unkosten stürzen und etwa nach ethischer Begründung Ausschau halten. Der gläubige Marxist wandelte seelenvergnügt umher wie der gläubige Christ: er wußte, daß der Glaube selig macht; er wußte, daß das Jenseits ihm (oder doch wenigstens seinen Kindern) sicher sei: kraft der Verheißung durch Marx. Und er konnte nun auch — der gläubige Marxist — allen unbequemen Fragern: wie denn der Zukunftsstaat „möglich" sei, mit einem mitleidigen Lächeln begegnen, wiederum wie der Christ, den man nach der Einrichtung des Himmels fragt. Das wisse er nicht, konnte er antworten, wolle er auch nicht wissen, brauche er auch nicht zu wissen: alles Fragen beweise nur das Unverständnis des Fragenden. Da der Himmel den Gläubigen versprochen sei, so werde er auch wohl „möglich" sein müssen. Heute freilich ist der übernatürliche Nimbus, der sich um die Lehren Marxens verbreitet hatte, schon wesentlich verringert. Man findet in meinem „Sozialismus" den Nachweis, daß kaum ein Bestandteil der Marxschen Entwicklungslehre (mit der der „naturnotwendige" Uebergang des Kapitalismus in den Sozia-

lismus „bewiesen“ werden sollte) einer kritischen Prüfung standhält. Mit dem Nachweis aber, daß auch nur eine Lehre Marxens falsch sei, war für die Geltung seines Systems mehr verloren als diese eine Wahrheit: es war der Glaube in seine Allgemeingültigkeit, ich möchte sagen: in seinen Offenbarungscharakter zerstört. Es ist dem Marxschen System wie der Bibel ergangen: war erst einmal erwiesen, daß ein einziger Satz mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung nicht in Einklang stehe, also nicht „wahr“ sei, so verlor damit das ganze Buch seine besondere Beweiskraft. Es war jetzt nicht mehr „die Wahrheit“ schlechthin, sondern nur eine Darstellung der Dinge neben anderen. Mit dem Nachweis, daß Marx geirrt hatte, war das, was man stolz den „wissenschaftlichen“ Sozialismus genannt hatte, überhaupt zerstört. Den Sozialismus konnte man nur retten, indem man ihn anders als „wissenschaftlich“ begründete. Für diese andere Begründung aber bietet gerade das Marxsche System besonders wenig Anhaltspunkte. So daß man glauben sollte: in dem Maße, wie das Prestige des „wissenschaftlichen“ Sozialismus bei den Massen sich verringerte, würde auch der Marxismus seine Geltung als die Gemeinlehre des Proletariats einbüßen. Weit gefehlt! Gerade in den letzten Jahren, die den Zusammenbruch des Marxschen Lehrgebäudes gesehen haben, ist der Marxismus mit großer Wärme wenigstens von einem Teile der Sozialisten als einzig wahre Heilslehre verkündet worden: wiederum aber in einem neuen Sinne: als Theorie der sozialen Revolution schlechthin.

Es ist in der Tat nicht schwer, aus den Schriften namentlich des jungen Marx genügend viel Material zu entnehmen, das vortrefflich als Brandstoff dienen kann, um das Feuer einer revolutionären Begeisterung zu schüren. Und ohne allen Zweifel: dieser Teil der Marxschen Lehren hat jederzeit, auch früher schon, als man noch an einen „wissenschaftlichen“ Sozialismus glaubte, die Verehrung für Marx gesteigert. Daß er von Geblüt und in der Jugend auch von Geist und Herz ein wilder Draufgänger war, der die Fahne der Empörung allezeit hochhielt: das machte ihn zum guten Freunde aller derer, denen die Revolutionsidee das Hirn ausgebrannt hat. Und diese Gattung von Menschen hat unter den Sozialisten nie ganz gefehlt. Also auch dafür, auch für die Revolutionsmacherei (so sehr sie wiederum allem Geiste des Marxschen Systems als einem sinnvollen Ganzen widersprechen mochte), fand man Förderung in den Lehren des Meisters.

Ist es also zuviel gesagt, wenn man behauptet: daß — zu Recht oder Unrecht — am letzten Ende jeder Sozialist aus dem Marxismus sich seine Waffen holen kann: der grantige dyspeptische Ethiker nicht weniger als der grause Revolutionär, der kühle und besonnene Denker nicht weniger als der randalierende Radaubruder.

Sich holen kann; oder ist es richtiger zu sagen: konnte. Denn heute wird mit einiger Berechtigung nur noch die revolutionäre Spielart des Sozialismus marxistisch sich begründen lassen. Die Vertreter anderer Richtungen müssen sich nach anderen Helfern umschauen.

Ob Marx also auch in der Zukunft der Alleinherrscher im Reich der sozialistischen Geister bleiben wird? Wer vermöchte darauf mit Bestimmtheit eine Antwort zu geben. Marx als Revolutionär — und das ist heute wie gesagt „der moderne Marx" — wird natürlich nur so lange Bedeutung haben, als der Neorevolutionarismus sich am Ruder erhält. Ich habe unlängst in diesen Blättern über sein Auftreten in der Gestalt des „Syndikalismus" gesprochen und habe dort seinem Gedeihen kein allzu günstiges Horoskop gestellt. Geht er zu Ende — und ich glaube in der Tat: viele Anzeichen sprechen dafür, daß die revolutionäre Flamme, die jetzt hier und da emporzüngelt, nur das letzte Aufflackern eines verglimmenden Feuers bedeutet —, dann würde damit auch der Marxismus seine historische Mission: der sozialen Bewegung den Weg zu weisen, beendigt haben. Dann wird man neuen Götzen rufen und Marx vielleicht kreuzigen, nachdem man so lange Zeit zu ihm als zu dem wahren Gotte gebetet hat.

Aber auch dann wäre Marx noch nicht gestorben. Denn er ist ein Unsterblicher. Nicht als Führer der Massen zu Sieg oder Untergang. Aber als einer der wenigen, die unser Wissen von der Welt erweitert haben. Das ist ja das Wundersame an diesem Menschenkinde: daß ihn die Welt während seines Lebens, aber auch jahrelang nach seinem Tode, nur in der sichtbaren Gestalt als größten Volksverführer kennt. Während er doch seinem innersten Wesen nach etwas ganz anderes gewesen ist: nicht ein großer Woller, ein großer Vollbringer, ein großer Gestalter in der Welt der Wirklichkeiten. Wohl aber in der Welt des Scheins, wie es allein ein überragend großer Schauer und Denker vermag.*)

Fürst Bülow und das Wahlrecht.

Von Camille Pelletan.

Es fällt mir schwer zu glauben, daß Fürst Bülow das Zeug zu einem tüchtigen Staatsmann haben soll. Die Rede, in der er sich kürzlich über das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen hat, beweist vielmehr, sowohl hinsichtlich des gedanklichen Inhalts als auch der Form, daß ihm die für seinen hohen Posten unentbehrlichsten

*) Von diesem stillen Marx kann ich hier nicht sprechen. Ich habe ihm einige Worte des Gedenkens gewidmet im letzten Hefte des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik".

Eigenschaften entschieden fehlen. Daß er dem preußischen Staate das allgemeine Wahlrecht nicht geben will, ist seine und Preußens Sache. Hat er die Ueberzeugung, daß diese Einrichtung für die alte Monarchie Friedrichs des Großen nicht paßt, so geht mich das nichts an. Aber daß er das Wahlrecht schmäht, das in zahlreichen großen Kulturstaaten das Fundament der Regierung bildet und das Aussicht hat, auch in anderen Ländern zum Siege zu gelangen, das beweist ein geringes Verständnis des modernen Zeitgeistes und wenig Schicklichkeitsgefühl. Wie es scheint, hat der Reichstag nichts dagegen einzuwenden, daß man die Wählerschaft insultiert, die ihm seine Mandate gegeben hat; aber politisch ist das schwerlich.

Fürst Bülow hält es für unmöglich, sich ein Wahlsystem zu denken, das Reife des Urteils, Geistesbildung, politische Erfahrung weniger berücksichtige, als das allgemeine Stimmrecht. Ich möchte gern wissen, wie man wohl das Recht zu wählen nach dem Quantum der geistigen Fähigkeiten bemessen könnte. Die politischen Klassenvorrechte sind überall bedingt gewesen durch vornehme Geburt oder Reichtum, die beide weder mit politischer Erfahrung, noch mit Bildung, noch mit Urteilsreife irgend etwas zu tun haben. Und diese Vorbedingungen beachtet das gegenwärtige preußische Wahlsystem so wenig, daß man noch nirgends versucht gewesen ist, es seinem Ursprungslande zu entlehnen.

Es gehört eine ziemliche Dreistigkeit dazu, vor allen großen Nationen, bei denen das allgemeine Wahlrecht geübt wird, Haiti als ein Land zu erwähnen, nach dem man die Ergebnisse dieser Einrichtung beurteilen könne. Und noch dreister war es, in Deutschland das junkerliche Mecklenburg, das „kein Wahlsystem“ hat, als ein Musterland hinzustellen.

In Deutschland, wo Deputierten-Kammern in den Bundesstaaten gewählt werden, und wo das allgemeine Wahlrecht die Vertretung der Gesamtnation bestimmt, bedeutet eine solche Sprache, wenn nicht eine Drohung, so doch wenigstens eine verstohlene und verbissene Feindseligkeit gegen mühsam erworbene Freiheiten. In dem Hirn des Kanzlers herrscht offenbar eine unausrottbare Vorliebe für jene Verquickung des absoluten Königtums mit dem Junkerregiment, auf der ehedem das Regierungssystem in ganz Deutschland beruhte, und dieser Vorliebe entsprechend eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die von dem Volke im Laufe des vorigen Jahrhunderts errungenen Freiheiten. Hegt nun Fürst Bülow wirklich derartige Gefühle, so paßt er nicht dazu, die Geschicke eines modernen Staates zu lenken. Hat er sich aber nur in der Hitze der Debatte zu solchen Aeußerungen hinreißen lassen, so beweist

dies, daß er die für das Oberhaupt einer Regierung notwendige Kaltblütigkeit und Ruhe nicht besitzt.

In dieser Hinsicht hätte Bismarck seinem Nachfolger manche gute Lehre geben können. Der Mann hatte von Natur gewiß keine Neigung, sich je mit dem Parlamentarismus und dem allgemeinen Wahlrecht zu befreunden. Im Anfang seiner politischen Laufbahn war er, wie das in seinem Temperament lag, schroff und herausfordernd zu Gunsten der altpreußischen Traditionen aufgetreten. Zur Regierung gelangt, hatte er einen Krieg bis aufs Messer mit der Volksvertretung begonnen. Er war eben ein Gewaltmensch, den jeder Widerspruch reizte, den die Natur zum Despoten geschaffen hatte. Sein Charakter, seine Vergangenheit, seine Umgebung, der wilde Kampf, in den er sich gestürzt hatte, das Bestreben, seiner Partei nicht untreu zu werden und seinen ältesten und vertrautesten Freunden nicht als ein Verräter zu erscheinen, machten ihn zu einem Gegner der von dem Volke erwählten Körperschaften.

Und dennoch hat gerade er gleich nach der Schlacht bei Sadowa das allgemeine Wahlrecht in Deutschland eingeführt. Daß er gerade diesen Zeitpunkt wählte, um die Neuerung dem Widerwillen seines Königs und seiner Freunde aufzunötigen, ist das Merkwürdigste. Der Sieg hatte ihm eine Art Allmacht verschafft. Eben noch der bestgehaßte Mann der Welt, war er plötzlich grenzenlos beliebt geworden. Er konnte dank seinen Erfolgen das altpreußische Regierungssystem auf Jahre hinaus retten. Aber er betrachtete die Dinge von einem höheren Standpunkt. Er erkannte die unvergleichliche Kraft, die dem allgemeinen Wahlrecht, und diesem allein, innewohnt. Er erkannte, daß das allgemeine Wahlrecht unumgänglich notwendig ist, wenn die Regierung eine weit ausschauende Politik befolgen soll. Er erkannte endlich, daß er ohne das allgemeine Wahlrecht an der Einigung Deutschlands nicht weiter arbeiten konnte, und bahnte so auf Grund eines ersten Sieges noch großartigere Siege an.

Fürst Bülow ist ein anders veranlagter, weniger weitblickender Staatsmann. Sein Ideal ist Mecklenburg, derjenige Winkel der germanischen Welt, wo noch die letzten Ueberbleibsel des Feudalismus anzutreffen sind, wo es noch einigermaßen mittelalterlich zugeht. Mit solchen Ideen wird es ihm schwerlich gelingen, der großen Nation, die er regiert, das moralische Prestige zu sichern, das sie beanspruchen darf. Schon hat er bei der zivilisierten Welt Anstoß mit seiner Polenpolitik erregt: Sie erinnert doch gar zu sehr an die Zeiten, wo die deutschen Ritter, um die Slaven zum Christentum zu bekehren, ganze slavische Völkerschaften ausrotteten. Jetzt schmäht er das allgemeine Wahlrecht, von dem der Reichstag sein Dasein hat. Es soll ihm schwerfallen, der Welt glauben zu machen, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Minister mit solchen Ideen durchdringen könne.

*

Psychologie des Schmuckes.

Von Georg Simmel.

In dem Wunsche des Menschen, seiner Umgebung zu gefallen, verschlingen sich die Gegentendenzen, in deren Wechselspiel sich überhaupt das Verhältnis zwischen den Individuen vollzieht: eine Güte ist darin, ein Wunsch, den anderen eine Freude zu sein; aber auch der andere: daß diese Freude und „Gefälligkeit" als Anerkennung und Schätzung auf uns zurückströme, unserer eigenen Persönlichkeit als ein Wert zugerechnet werde. Und so weit steigert sich das Bedürfnis, daß es jener ersten Selbstlosigkeit des Gefallen-Wollens ganz widerspricht: durch eben dieses Gefallen will man sich vor anderen auszeichnen, will der Gegenstand einer Aufmerksamkeit sein, die anderen nicht zuteil wird — bis zum Beneidetwerden hin. Hier wird das Gefallen zum Mittel des Willens zur Macht; es zeigt sich dabei an manchen Seelen der wunderliche Widerspruch, daß sie diejenigen Menschen, über die sie sich mit ihrem Sein und Tun erheben, doch gerade nötig haben, um auf deren Bewußtsein, ihnen untergeordnet zu sein, ihr Selbstgefühl aufzubauen. Eigentümliche Gestaltungen dieser Motive, die Aeußerlichkeit und die Innerlichkeit ihrer Formen ineinander webend, tragen den Sinn des Schmuckes. Denn dieser Sinn ist, die Persönlichkeit hervorzuheben, sie als eine irgendwie ausgezeichnete zu betonen, aber nicht durch eine unmittelbare Machtäußerung, durch etwas, was den anderen von außen zwingt, sondern nur durch das Gefallen, das in ihm erregt wird und damit doch irgendein Element von Freiwilligkeit enthält. Man schmückt sich für sich und kann das nur, indem man sich für andere schmückt. Es ist eine der merkwürdigsten soziologischen Kombinationen, daß ein Tun, das ausschließlich der Pointierung und Bedeutungssteigerung seines Trägers dient, doch ausschließlich durch die Augenweide, die er anderen bietet, ausschließlich als eine Art Dankbarkeit dieser anderen sein Ziel erreicht. Denn auch der Neid auf den Schmuck bedeutet nur den Wunsch des Neidischen, die gleiche Anerkennung und Bewunderung für sich zu gewinnen, und sein Neid beweist gerade, wie sehr diese Werte für ihn an den Schmuck gebunden sind. Daß Gelb die symbolische Farbe des Neides ist, hängt mit dem Gelb des Goldes zusammen: das Gold ist das Glanzvolle und Schöne, dessen Anblick Genuß bereitet — aber einen sozusagen objektiven Genuß, der sich subjektiv sogleich in Habenwollen und Scheelsucht umsetzt. Der Schmuck ist das schlechthin Egoistische, insofern er seinen Träger heraushebt, sein Selbstgefühl auf Kosten anderer trägt und mehrt (denn der gleiche Schmuck aller würde den einzelnen nicht mehr schmücken), und zugleich das Altruistische, das seine Erfreulichkeit eben diesen anderen gibt — während der Besitzer selbst sie nur im Augenblicke des Sich-Spiegelns genießen kann — und erst mit dem Reflex dieses Gebens dem Schmucke seinen Wert gewinnt. Wie allenthalben in der ästhetischen Gestaltung die Lebensrichtungen, die die Wirklichkeit fremd nebeneinander oder feindlich gegeneinander stellt, sich als innig verwandt enthüllen — so zeigt in den soziologischen Wechselwirkungen, diesem Kampfplatz des Für-sich-seins und des Für-andere-seins der Menschen, das ästhetische Gebilde des Schmuckes einen Punkt an, in dem diese beiden Gegenrichtungen wechselseitig als Zweck und Mittel aufeinander angewiesen sind.

Der Schmuck steigert oder erweitert den Eindruck der Persönlichkeit, indem er gleichsam als eine Ausstrahlung ihrer wirkt. Darum sind die glänzenden Metalle und die edlen Steine von jeher seine Substanz gewesen, sind in engerem Sinne „Schmuck" als die Kleidung und die Haartracht, die doch auch „schmücken". Man kann von einer Radioaktivität des Menschen sprechen, um jeden liegt gleichsam eine größere oder kleinere Sphäre von ihm ausstrahlender Bedeutung, in die jeder andere, der mit ihm zu tun hat, eintaucht — eine Sphäre, zu der körperliche und seelische Elemente sich unentwirrbar verweben. Die sinnlich merkbaren Einflüsse, die von einem Menschen auf seine Umgebung ausgehen, sind in irgendeiner Weise die Träger einer geistigen Fulguration; und sie wirken als die Symbole einer solchen auch da, wo sie tatsächlich nur äußerlich sind, wo keinerlei wirkliche Suggestionskraft oder Bedeutung der Persönlichkeit durch sie hindurchströmt. Die Strahlen des Schmuckes, die sinnliche Aufmerksamkeit, die er erregt, schaffen der Persönlichkeit eine solche Erweiterung oder auch Intensiverwerden ihrer Sphäre, sie *ist* sozusagen mehr, wenn sie geschmückt ist. Indem der Schmuck zugleich ein irgendwie erheblicher Wertgegenstand zu sein pflegt, ist er so eine Syntheſe des Habens und des Seins von Subjekten, mit ihm wird der bloße Besitz zu einer sinnlichen und nachdrücklichen Fühlbarkeit des Menschen selbst — so sehr solche Bedeutungen des Schmuckes dank seiner modernen Banalisierung zu Unmerklichkeiten herabsinken und nur noch bei dem Schmuck der Fürsten und Millionäre hervortreten. Mit der gewöhnlichen Kleidung ist dies nicht der Fall, weil sie weder nach der Seite des Habens noch des Seins als individuelle Besonderung ins Bewußtsein tritt; erst die geschmückte Kleidung und zuhöchst die Pretiosen, die deren Wert und Ausstrahlungsbedeutung wie in einem kleinsten Punkte sammeln, lassen das Haben der Persönlichkeit zu einer sichtbaren Qualität ihres Seins werden. Und alles dies nicht, trotzdem der Schmuck etwas „Ueberflüssiges" ist, sondern gerade, weil er es ist. Das unmittelbar Notwendige ist dem Menschen enger verbunden, es umgibt sein Sein mit einer schmaleren Peripherie. Das Ueberflüssige „fließt über", d. h. es fließt weiter von seinem Ausgangspunkte fort, und indem es nun dennoch an diesem festgehalten wird, legt es um den Bezirk der bloßen Notdurft noch einen umfassenderen, der prinzipiell grenzenlos ist. Das Ueberflüssige hat, seinem Begriffe nach, kein Maß in sich; mit dem Grade der Ueberflüssigkeit dessen, was unser Haben uns angliedert, steigt die Freiheit und Fürstlichkeit unseres Seins, weil keine gegebene Struktur, wie sie das Notwendige als solches designiert, ihm irgendein begrenzendes Gesetz auferlegt.

Diese Bedeutung des Schmuckes als der Ausstrahlung des *Menschen*, als Dokumentierung der Tatsache, daß der Mensch nicht mit der geometrischen Grenze seines Körpers zu Ende ist — läßt den Diamanten als den entschiedensten, zweckmäßigsten Schmuck erscheinen. Denn er ist sozusagen selbst körperlos, seine Wirkung besteht nur in den Strahlen, die er aussendet, ohne daß sie an einer an sich schon auffälligen und reizvollen farbigen Substanz hafte, wie es beim Saphir und dem Smaragd der Fall ist. Darum hat man die Werthöhe des Diamanten an seine Durchsichtigkeit, seine Wasserhelle geknüpft. Weil das, was den Schmuck ausmacht, das Strahlen, bei ihm von keinem für sich eindrucksvollen Stoffe getragen wird, schmiegt er sich am vollkommensten dem Menschen an, leiht ihm am „selbstlosesten" seine Strahlungsfähigkeit.

Indem der Strahl des Edelsteines zu dem anderen hinzugehen scheint wie das Aufblitzen des Blickes, den das Auge auf den anderen richtet, trägt er die soziale Bedeutung des Schmuckes — das Für-den-anderen-sein, das als Erweiterung der Bedeutungssphäre des Subjekts zu diesem zurückkehrt.

Diese Akzentuierung der Persönlichkeit aber verwirklicht sich gerade vermittels eines Zuges von Unpersönlichkeit. Alles, was den Menschen überhaupt „schmückt", ordnet sich in eine Skala, je nach der Enge, mit der es der physischen Persönlichkeit verbunden ist. Der unbedingt enge Schmuck ist für die Naturvölker typisch: die Tätowierung. Das entgegengesetzte Extrem ist der Metall- und Steinschmuck, der absolut unindividuell ist und den jeder anlegen kann. Zwischen beiden steht die Kleidung — immerhin nicht so unvertauschbar und personal wie die Tätowierung, aber auch nicht so unindividuell und trennbar wie jener eigentliche „Schmuck". Aber gerade in dessen Unpersönlichkeit liegt seine Eleganz. Daß dieses fest in sich Geschlossene, durchaus auf keine Individualität Hinweisende, hart Unmodifizierbare des Steins und des Metalls nun dennoch gezwungen wird, der Persönlichkeit zu dienen — gerade dies ist der feinste Reiz des Schmuckes. Das eigentlich Elegante vermeidet die Zuspitzung auf die besondere Individualität, es legt immer eine Sphäre von Allgemeinem, Stilisiertem, sozusagen Abstraktem um den Menschen — was selbstverständlich nicht die Raffinements verhindert, mit der dies Allgemeine der Persönlichkeit verbunden wird. Daß neue Kleider besonders elegant wirken, liegt daran, daß sie noch „steifer" sind, d. h. sich noch nicht allen Modifikationen des individuellen Körpers so unbedingt anschmiegen wie längere Zeit getragene, die schon von den besonderen Bewegungen des Trägers gezogen und geknifft sind und damit dessen Sonderart vollkommener verraten. Diese „Neuheit", diese Unmodifiziertheit nach der Individualität ist dem Metallschmuck im höchsten Maße eigen: er ist immer neu, er steht in kühler Unberührtheit über der Singularität und über dem Schicksal seines Trägers, was von der Kleidung keineswegs gilt. Ein lange getragenes Kleidungsstück ist wie mit dem Körper verwachsen, es hat eine Intimität, die dem Wesen der Eleganz durchaus widerstreitet. Denn die Eleganz ist etwas „für die anderen", ist ein sozialer Begriff, der seinen Wert aus dem allgemeinen Anerkanntsein zieht.

Soll der Schmuck das Individuum durch ein Ueberindividuelles erweitern, das zu allen hinstrahlt und von allen aufgenommen und geschätzt wird, so muß er, jenseits seiner bloßen Materialwirkung, Stil haben. Stil ist immer ein Allgemeines, das die Inhalte des persönlichen Lebens und Schaffens in eine mit Vielen geteilte und für Viele zugängige Form bringt. An dem eigentlichen Kunstwerk interessiert uns sein Stil um so weniger, je größer die personale Einzigkeit und das subjektive Leben ist, das sich in ihm ausdrückt; denn mit diesem appelliert es auch an den Persönlichkeitspunkt im Beschauer, er ist sozusagen mit dem Kunstwerk auf der Welt allein. Für alles dagegen, was wir Kunstgewerbe nennen, was sich wegen seines Gebrauchszweckes an eine Vielheit von Menschen wendet, fordern wir eine generelle, typische Gestaltung, in ihm soll sich nicht nur eine auf ihre Einzigkeit gestellte Seele, sondern eine breite, historische oder gesellschaftliche Gesinnung und Stimmung aussprechen, die seine Einordnung in die Lebenssysteme sehr vieler Einzelner ermöglicht. Das Kunstwerk ist etwas für sich, das Werk des Kunstgewerbes ist etwas für uns, der Sinn jenes ist Zuspitzung zu einem

singulären Zentrum, der Sinn dieses die Verbreiterung zu allgemeiner Zugängigkeit und praktischer Anerkennbarkeit. Es ist der allergrößte Irrtum, zu meinen, daß der Schmuck ein individuelles Kunstwerk sein müsse, da er doch immer ein Individuum schmücken solle. Ganz im Gegenteil: weil er dem Individuum dienen soll, darf er nicht selbst individuellen Wesens sein, so wenig wie das Möbel, auf dem wir sitzen, oder das Eßgerät, mit dem wir hantieren, individuelle Kunstwerke sein dürfen. Alles dies vielmehr, was den weiteren Lebenskreis um den Menschen herum besetzt — im Gegensatz zum Kunstwerk, das überhaupt nicht in ein anderes Leben einbezogen, sondern eine selbstgenugsame Welt ist — muß wie in immer sich verbreiternden konzentrischen Sphären das Individuum umgeben, zu diesem hinführend oder von ihm ausgehend. Dieses Auflösen der individuellen Zuspitzung, diese Verallgemeinerung jenseits des persönlichen Einzigseins, die nun aber doch als Basis oder als Strahlungskreis das Individuelle trägt oder es wie in einen breit hinfließenden Strom aufnimmt — das ist das Wesen der Stilisierung; aus dem Instinkt dafür ist der Schmuck stets in verhältnismäßig strenger Stilisierung gebildet worden. Wenn man den wundervollen Stücken von Lalique jetzt den Vorwurf macht, daß sie nicht zum wirklichen Gebrauch geeignet wären, so ist der tiefere Grund davon eben der, daß sie individuell künstlerische Produkte sind, die sich einem Individuum nicht mehr zuordnen können, sozusagen kein System, keine Einheit mit ihm bilden; denn nur aus dem organischen Zusammen von Persönlichem und Allgemeinem, von Zentrum und Peripherie kann eine solche erwachsen, während ein Laliquescher Schmuck durch seinen Einzigkeitscharakter eben das direkte Gegenteil der Stilisiertheit ist. Dadurch, daß die Seele des Künstlers in all ihren Impulsivitäten und Bizarrereien, ihren Begeisterungen und Uneingeständlichkeiten in diesen Schmuckstücken investiert ist, eignen sie sich nicht dazu, einen *anderen* zu schmücken, treten sie mit *dessen* Individualität in unziemliche Konkurrenz, verschieben sie die feine Proportion zwischen Dazugehörigkeit und Nichtdazugehörigkeit, in der das psychologische Wesen des Schmuckes liegt.

Jenseits der formalen Stilisierung des Schmucks ist das *materielle* Mittel seines sozialen Zweckes jenes *Glänzen* des Schmuckes, durch das sein Träger als Mittelpunkt einer Strahlensphäre erscheint, in die jeder Nahebefindliche, jedes anblickende Auge einbezogen ist. Die Radien dieses Kreises markieren einerseits die Distanz, die der Schmuck zwischen den Menschen stiftet: ich habe etwas, was du nicht hast — andererseits aber lassen sie den anderen nicht nur teilnehmen, sondern sie glänzen gerade zu ihm hin, sie bestehen überhaupt nur um seinetwillen. Durch seine Materie ist der Schmuck Distanzierung und Konnivenz in einem Akt. Darum ist er so besonders der Eitelkeit dienstbar, die die anderen braucht, um sie verachten zu können. Hier liegt der tiefe Unterschied zwischen Eitelkeit und hochmütigem Stolz: denn dieser, dessen Selbstbewußtsein wirklich nur in sich selbst ruht, pflegt den „Schmuck" in jedem Sinne zu verschmähen. Hierzu kommt im gleichen Sinne die Bedeutung des „echten" Materials. Der Reiz des „Echten", in jedem Sinne, besteht darin, daß es mehr ist als seine unmittelbare Erscheinung, die es mit dem Falsifikat teilt. So ist es nicht, wie dieses, etwas Isoliertes, sondern es hat Wurzeln und einen Boden jenseits seiner bloßen Erscheinung, während das Unechte nur das ist, was man ihm momentan ansieht. So

ist der „echte" Mensch der, auf den man sich, auch wenn man ihn nicht unter Augen hat, verlassen kann. Dieses Mehr-als-Erscheinung ist für den Schmuck sein Wert; denn dieser ist ihm nicht anzusehen, ist etwas, was, der geschickten Fälschung gegenüber, zu seiner Erscheinung hinzukommt. Dadurch nun, daß dieser Wert immer realisierbar ist, von allen anerkannt wird, eine relative Zeitlosigkeit besitzt — wird der Schmuck in einen überzufälligen, überpersonalen Wertungszusammenhang eingestellt. Der Talmischmuck, die Quincaillerie ist, was sie momentan ihrem Träger leistet; der echte Schmuck ist ein über diesen hinausgehender Wert, er wurzelt in den Wertgedanken des ganzen Gesellschaftskreises und verzweigt sich darein. Der Reiz und die Betonung, die er seinem individuellen Träger mitteilt, zieht deshalb eine Nahrung aus diesem überindividuellen Boden; sein ästhetischer Wert, der hier ja auch ein Wert „für die anderen" ist, wird durch die Echtheit zum Symbol allgemeiner Schätzung und Zugehörigkeit zu einem sozialen Wertsystem überhaupt.

Im mittelalterlichen Frankreich gab es einmal eine Verordnung, nach der das Tragen von Goldschmuck allen Personen unterhalb eines gewissen Ranges verboten war. Aufs Unverkennbarste lebt hierin die Kombination, die das ganze Wesen des Schmuckes trägt: daß mit ihm die soziologische und die ästhetische Betonung der Persönlichkeit wie in einen Brennpunkt zusammengehen, das Für-sich-sein und Für-andere-sein wechselseitig Ursache und Wirkung wird. Denn die ästhetische Hervorhebung, das Recht des Reizes und Gefallens darf hier nur so weit gehen, wie es durch die soziale Bedeutungssphäre des einzelnen umschrieben ist; und eben damit fügt er dem Reiz, den die Geschmücktheit für seine ganz individuelle Erscheinung gewinnt, den soziologischen hinzu, eben durch jene ein Repräsentant seiner Gruppe und mit deren ganzer Bedeutung „geschmückt" zu sein. Auf denselben Strahlen gleichsam, die, vom Individuum ausgehend, jene Erweiterung seiner Eindruckssphäre bewirken, wird die durch diesen Schmuck symbolisierte Bedeutung seines Standes zu ihm hingetragen; der Schmuck erscheint hier als das Mittel, die soziale Kraft oder Würde in die anschaulich-persönliche Hervorgehobenheit zu transformieren.

Endlich ziehen sich die zentripetale und die zentrifugale Tendenz im Schmuck noch zu einer besonderen Gestaltung zusammen, wenn berichtet wird, daß das Privateigentum der Frauen bei den Naturvölkern, im allgemeinen später als das der Männer entstehend, sich zuerst und oft ausschließlich auf den Schmuck bezieht. Wenn der persönliche Besitz der Männer mit dem der Waffen zu beginnen pflegt, so offenbart dies die aktivere, agressivere Natur des Mannes, der seine Persönlichkeitssphäre erweitert, ohne auf den Willen anderer zu warten. Für die passivere weibliche Natur ist dieser — bei allem äußeren Unterschied formal gleiche — Effekt mehr von dem guten Willen anderer abhängig. Jedes Eigentum ist Ausdehnung der Persönlichkeit, mein Eigentum ist das, was meinem Willen gehorcht, d. h. worin mein Ich sich ausdrückt und äußerlich realisiert. Am ehesten und vollständigsten geschieht dies an unserem Körper, und darum ist er unser erstes und unbedingtestes Eigentum. An dem geschmückten Körper besitzen wir mehr, wir sind sozusagen Herr über Weiteres und Vornehmeres, wenn wir über den geschmückten Körper verfügen. So hat es einen tiefen Sinn, wenn vor allem der Schmuck zum Sondereigentum wird, weil er jenes erweiterte Ich bewirkt, jene aus-

gedehntere Sphäre um uns herum, die wir mit unserer Persönlichkeit erfüllen und die aus dem Gefallen und der Aufmerksamkeit unserer Umgebung besteht — der Umgebung, die an der ungeschmückteren und darum gleichsam unausgedehnteren Erscheinung achtloser, in ihren Umfang nicht einbezogen, vorübergeht. Daß in jenen primitiven Zuständen für die Frauen gerade das zum vorzüglichsten Eigentum wird, was seinem Sinne nach für die anderen da ist und nur mit der auf den Träger zurückströmenden Anerkennung dieser anderen ihm zu einer Wert- und Bedeutungssteigerung seines Ich verhelfen kann — das offenbart noch einmal das Fundamentalprinzip des Schmuckes. Für die großen mit- und gegeneinander spielenden Strebungen der Seele und der Gesellschaft: die Erhöhung des Ich dadurch, daß man für die anderen da ist, und des Daseins für die anderen dadurch, daß man sich selbst akzentuiert und erweitert — hat der Schmuck eine ihm allein eigene Synthese in der Form des Aesthetischen geschaffen; indem diese Form an und für sich über dem Gegensatz der einzelnen menschlichen Bestrebungen steht, finden sie in ihr nicht nur ein ungestörtes Nebeneinander, sondern jenen wechselseitigen Aufbau, der als die Ahnung und das Pfand ihrer tieferen metaphysischen Einheit über den Widerstreit ihrer Erscheinungen hinauswächst.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

3.

Kleines Täubchen!

Du warst eine silberne, kleine Taube. Du hast Dich einen Moment auf den schwarzen, geschnitzten Schrank dort gesetzt, die hockenden Ungetüme und die züngelnden Drachen der Bronzevasen starrten Dich an, und Michelangelos Nacht Dir gegenüber hätte Dich erstarren können. Du warst lustig, strähltest Dein Gefieder, gähntest ein bißchen und flogst wieder fort. Ich glaube, Du sagtest: Danke schön!

Ich habe Deine Hand etwas hart gefaßt, nicht wahr? Was, mein Mädchen, fiel Dir ein, den Widerstand in die Hand zu legen? Dein Wort oder Dein Blick hätte genügt. Tätlicher Widerstand ist gefährlich — und dumm.

Warum ich solchen Widerstand überhaupt herausfordere? Alte, schlechte Gewohnheit, mein Kind! Oder Neugier. Ich zitterte davor, dies Abenteuer sich zum Vulgären wenden zu sehen und wollte es gemein machen. Begreife das, oder nimm mich wie ich eben bin!

Wie ekelhaft die Weiber sind! Gierig, alle nur von einem Trieb, der gleichen Bewegungskraft beseelt, die sie wie Automaten handeln und gehen macht. Mit welch mathematischer Sicherheit man all diese Gebärden und Verwicklungen vorausberechnen kann! Das ist ekelhaft.

Ich verabscheue die Ehe, weil ich sie gekannt habe. Meine Heirat war die größte Dummheit meines Lebens, solche Dummheit begeht man nur einmal.

Dich liebe ich! Ich möchte, daß Du mein wärst, daß Du ganz, für immer und jeden Augenblick mir gehörtest! Der Gedanke, daß andere Dich besitzen, Dich berühren, auch nur in Wünschen sich mit Dir beschäftigen könnten, macht mich toll und eifersüchtig. Auch würdest Du für mich jeden Reiz verlieren, meine Priesterin, wenn Du

nicht keusch und jungfräulich rein wärst. Ich würde Dich anspeien, Dich nackt vor die Tür jagen! Dein Schicksal wäre mir vom Moment solcher Gewißheit an so gleichgültig wie dem Ballon seine von ihm losgeschnittene Leine. Es würde mir sogar wohltun, daß man Dich ganz herabzöge und beschmutzte. In diesem Fall würde ich Dich gern des Abends schmachbeladen und mit hungrigen Augen an einer Straßenecke betteln sehen. Du solltest krank, traurig und mit dem Fuß fortgestoßen sein! Nur Du! weil Du mich getäuscht und lebensgefährlich enttäuscht hättest!

Ich kenne sonst Erbarmen auch mit Dirnen. Ich beschäftigte mich mit einem solchen jungen Mädchen in Wien, ich habe sie wochenlang und mehrfach unterstützt, habe ihr Möbel gekauft, einen Haushalt eingerichtet, eine Beschützerin ihr beigegeben. Es war alles vergebens, sie fiel zurück an die Straße, der sie gehörte. Sie selbst bat mich mit meinen Unterstützungen und Bekehrungsversuchen aufzuhören, der Glaube machte sie unglücklicher, keineswegs die Mißachtung. Die war ihr angenehm fast, weil sie sie verdiente.

Trotzdem vergewaltigen Dich meine Gedanken alle Augenblicke. Ich denke mir unerhörte und ungeheuerliche Qualen aus, die ich Dich erdulden lassen möchte. Deinen Leib möchte ich quälen und mehr noch Deine Seele, bis nichts mehr an Dir ungequält, von mir unverletzt und unentweiht wäre, — damit Du ganz mir gehörtest. Ich bin eifersüchtig auf Gedanken in Dir, die ich nicht kenne, und manchmal erhellt Dein Gesicht ein Aufblitzen wie von einer Erinnerung. Wer hat Dich gelehrt in einer gewissen Weise zu lächeln, während Deine Augen sich trüben und Dein Mund hell wird? Du hast den listigen und kundigen Blick der Mona Lisa und wagst kleine Ungezogenheiten des Gassenbuben.

Was weißt Du und was weißt Du nicht? Es reizt mich in gefährlicher und unerträglicher Weise.

Dann wieder denke ich, daß Du ein ganz kleines, einfaches Mädchen bist und ich wäre ein junger, unschuldiger und starker Mensch. Wir haben ein Haus miteinander im Grünen, Apfelbäume blühen in einem Grasgarten, den eine hohe Steinmauer umgibt. Du wandelst unter den Bäumen und die Sonne liegt auf Deinem Gesicht und über Deiner schwergewordenen Gestalt. Du trägst ein Kind von mir, unser Kind — —

Warum sind wir diese beiden nicht? Wer hat Dir soviel gesagt? Weshalb verließen wir ein Paradies, das immer offen steht, das da ist, das Einfachheit, Güte und Rechtlichkeit heißt?

Ich allein habe es verlassen, sagst Du. Ich glaube Dir, ich küsse Deine lieben Hände und lege mein Haupt in Deinen Schoß. Erlöse mich, wenn Du kannst, kleine freimütige und kalte Jungfrau! Erlösung ist nur durch Blut und Schmerzen möglich. Verzeih mir, wenn ich Dir Leiden verursache! Deine Angst ist mir so süß.

A.

4.

Du irrst Dich, ich beschäftige mich niemals mit Literatur. Sie ist mir widerwärtig, ist immer schwatzhaft, geschäftig und verstandesmäßig. Es ist die einzige Kunst, in deren Ausübung selbst der Schaffende nicht rein genießt. Er sieht nicht und er fühlt nicht. Wie öd es ist, Papier mit schwarzen oder grauen Lettern zu bedecken!

Ich male und am liebsten modelliere ich. Ich liebe den gefügigen Ton zwischen

meinen Händen Form annehmen zu sehen, — es ist die Beschäftigung der Götter! Ihnen nach forme ich schlanke und kraftvolle Schenkel und Arme, immer Bruchstücke, Köpfe und Gesichter interessieren mich nicht, sie sind das Gemeine, das Preisgegebene, was jeder sieht. Die Glieder reden viel eindringlicher und tiefsinniger. Es gibt Grübchen am Ellbogen einer Frau, die die ganze Zärtlichkeit der Welt enthalten, vom Vogelnest bis zum stützenden, bettenden Arm der heiligen Jungfrau, der Pietà. Im Halsansatz wohnt der Charakter eines Menschen, sein Stolz oder seine Gedrücktheit, der Adel und die Knechtschaft seiner Seele.

Schöne Hände bete ich an. Darunter sind welche, die ihrer Schönheit sicher sind, wie die Hände der Gioconda, königliche, fette und spendende Hände, oder verächtliche, überlegene und schlaffe der Prinzen und Könige des Velasquez. Die Deinen sind klein, kalt und zittern leicht. Nach einer gewissen Weile werden sie warm und fest. Ich habe Dich müde gesehen und da zuckten sie plötzlich. Sie ängstigten sich und wollten das Herz beschützen, einen kleinen, erschreckten und flatternden Vogel unter Deiner Brust.

Du hast keine Furcht vor mir, nicht wahr? Warum beobachtest Du mich mit dem besonderen Tierblick der Frau, mit einem unbewußten Vorbehalt, voll freiwilliger Abblendung? Kein Mann blickt so. Ihr, die Frauen, habt den Blick immer. Wo verweilen dann Deine Gedanken?

Liegst Du nackt am Meerstrand, nur in Deinen Haaren, und ein Mann kommt, ein dunkler und sonnenbrauner Räuber, ganz in Eisen? Du rührst Dich nicht, Du fliehst nicht, bloß zu ihm auf blickst Du. Und sofort hört er vor einem anderen Sausen und Rauschen die Meeresbrandung nicht mehr, die Arme, die den Tod gaben, werden schlaff und sinken. Er nähert sich kriechend, geduckt, wie eine beschleichende Raubkatze. Du bist die Königin, die Spenderin, die Abwartende.

Oder hast Du, Du Helena, auf dem skäischen Tor gestanden, während Trojaner und Griechen einander würgten? Dachtest Du an Dein Königsgemach in Sparta oder an jene flache und gleitende Galeere, die der Venus Tauben zogen, während der schöngelockte, bräunliche Paris Dir die Anbetung Deines weißen Leibes zu Liedern formte?

Immer seid Ihr geheimnisvoll, zurückhaltend und unerreichbar. Es ist schrecklich auszudenken, daß Euer Geheimnis eine Leere, den bloßen Tod, birgt, wie der blaue Himmel, wie Bildsäulen der Götter, denen die Menge Blutopfer brachte. Sie tranken das Blut und blieben stumm.

Höre dies, ich möchte von Dir Abbildungen Deiner Hände, Deiner Arme und Beine formen, die Biegung von der Brust nach den Hüften möchte ich in Marmor und in Farbe besitzen. Das Fleisch kennt Schatten, die schöner sind als die Abendröte sie zeichnet, solche Schwellungen bietet selbst der sanfteste Hügel niemals, und da sind Täler des Friedens wieder, wo geheimnisvolle Tempel mit wunderwirkenden Gottheiten stehen.

Von all diesem möchte ich träumen, möchte sehen und lieben. Vielleicht schläfst Du ein, ich sehe Deine Augen, die zu lebhaft und listig sind, nicht. Dein Mund allein lächelt, Dein Mund, der weich, süß und voller Gnade ist. Ich habe enorme und prachtvolle Pfirsiche für Dich, griechischen Wein, wie Honig klebrig und golden, gefältete, zierliche Papierförmchen, worin Trüffeln und Schokolade oder Bitterkeit und süße Sahne eingewickelt sind. Du wirst sie kosten!

5.

Verzeih' mir! Ich bin ein Schurke und ein niedriger Mensch, ich mißtraue immer. Ich gab Dir diesen Wein um Dich zu betäuben, er war nicht leicht und anregend, wie ich Dir sagte, sondern schwer und das Blut aufrührend. Ich gab Dir immer wieder, weil ich Dich vergiften wollte.

Der Rausch ist so verräterisch. Ich hatte gehofft, daß Du vielleicht häßliche und deutliche Worte sagen würdest, Du solltest Dich irgendwie verraten, durch eine leichtfertige Bewegung, durch ein Blinken der Augenlider nur. Ich war ganz nüchtern und gespannt, ich beobachtete Dich. Wie Du schön bist! Deine Seele ist viel schöner und makelloser noch als Dein Körper. Deiner Verständigkeit entkleidet, im Abfallen damenhafter Scheu, warst Du ein süßes, kleines, jungfräuliches Mädchen, einfach, zärtlich und vertrauensvoll. Du hättest wie Gretchen gegeben, nur gegeben. Nichts genommen oder genossen. Nichts.

Wie unendlich mich das rührte! Wie es mich reiner und besser macht! Ich möchte mir zartere Huldigungen ausdenken, als man der Geliebten alltäglich bietet. Duftwölkchen sollten, während Du schläfst, Deine Stirn umkosen. Ich möchte Schmetterlinge ausschicken um Dir Geheimnisse zuzutragen. Sie sollten sich auf Deine Hand niederlassen, und Du betrachtest den schönen und diamantstaubfunkelnden Boten und sprichst mit ihm, mit redenden Lippen, ohne Worte. Einen Liliengarten möchte ich für Dich einhegen, worin die Lilien viel größer und höher wären als die gewöhnlichen. Sie hätten goldene Stempel und silberne Blüten und die Staubfäden in ihnen läuteten mit klingenden Klöppeln. Du trügest immer eine Krone und ein Herold ginge vor Dir her und riefe: „Es gibt für Euch alle eine Erlösung, es gibt Schönheit und Unschuld und erbarmende Güte!" Lady Godiva reitet nackt durch die Stadt, und vor der heiligen Agnes im Lusthaus knien Dirnen und Lasterknechte.

Ich will Dich rein haben und muß Dein Verführer sein. Du leidest unter Lügen, die Du Dir ausdenken mußt, um unser Zusammensein der Welt zu verstecken, Du hast einen gütigen und alten Mann, der Dir vertraut, jeder in Deinem Hause liebt Dich, erwartet Hilfe und Tatkraft von Dir, Du hast Freunde. Ich zwinge Dich, alle für mich zu vernachlässigen, Du lügst und Du errötest. Wie es süß ist, Dich zum Erröten zu zwingen! Deine Angst ist sehr herzig wie Deine Beschämung, Deine Scham! Wenn Du mutig sein willst, sehe ich wohl, wie Du vor Feigheit zitterst, Dein Lächeln zwingst Du den Augen voll Tränen ab. Ich küsse Dich, damit Du zu Hause, in Deinem Bett dennoch lächelst, damit Du müde und satt bist. Vor den Spiegel trug ich Dich, Du selbst solltest das feste und festliche Lächeln der Bacchantin sehen, das Du lächeltest, zwischen Deinen braunen, strömenden Haaren, nackt auf meinen nackten Armen.

Ich wage des Abends nicht mehr auszugehen, nachdem Du mich verlassen hast, weil meine Augen mein Glück verraten könnten. Unser Glück! Schlaf wohl, meine Süße und Schläfrige! Du schläfst zu leicht ein, kleines Wickelkind!

Bei mir sollst Du ruhig schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unmöglichkeiten des Anarchismus.

Von Bernard Shaw.

Anarchisten und Sozialisten.

Vor einigen Jahren, als die praktische Politik der sozialistischen Partei in England sich immer entschiedener in das Programm der Sozialdemokratie zu verwandeln begann, wurde es klar, daß wir ohne die schwersten Vergewaltigungen aller möglichen Grundsätze nicht vorwärtskommen könnten. Im Besonderen fand man, daß die demokratische Seite des Programms unvereinbar sei mit den heiligen Grundsätzen der Selbstherrlichkeit des Individuums. Das Programm schloß auch eine Anerkennung des Staates in sich, einer Einrichtung, die dem Grundsatz der Freiheit ganz und gar zuwiderlief. Schlimmer als das, setzte es auf Schritt und Tritt Kompromisse voraus, und mit Grundsätzen sollen, wie Herr John Morley einmal mit großer Beredsamkeit zeigte, keine Kompromisse geschlossen werden. Das Resultat war, daß sich viele von uns zerzankten, sich gemeinsame Sache zu machen weigerten, einander anklagten, zwischen zwei Parteien zu schwanken oder infolge unserer Stellungnahme in der Auseinandersetzung Impossibilisten zu sein; und schließlich erreichten wir es, eine große Menge von Uebelwollen hervorzurufen.

Mein eigener Standpunkt war der grundsatzlose; denn mir hat der Sozialismus nie einen Grundsatz, sondern gewisse ökonomische Maßregeln bedeutet, die ich ergriffen zu sehen wünsche. Tatsächlich wurde mir auch oft vorgeworfen, daß ich den Terminus „Sozialismus“ zu sehr auf die ökonomische Seite der großen Gleichheitsbewegung begrenzte. Diese Bewegung scheint mir aber eine ebenso individualistische wie sozialistische zu sein, und obgleich es Sozialisten gibt, wie Sir William Harcourt, dem der Sozialismus die Endsumme humanitarischer Bestrebungen bedeutet, in der die Uebertragung einiger Millionen Morgen Grundbesitz aus privatem in öffentliches Eigentum stattfindet, muß dies doch als nur ein unwichtiges und sogar nicht wünschenswertes Detail erscheinen. Diese höhere Form des Sozialismus leidet unter einem solchen Mangel an Konzentration endgültiger Maßregeln, daß seine Vertreter bloß für die Ehre und den Ruhm der Sache sich ebensogut Konservative nennen könnten. Sozialisten dieses Schlages fanden praktische Heilmittel für weiße Sklaverei unvereinbar mit den Grundsätzen der Freiheit, und praktische Heilmittel für Despotismus unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, und das praktische Benehmen der Politiker unvereinbar mit den Grundsätzen persönlicher Anständigkeit (in dem Sinne, daß wir in jeder Sache unsere eigene Meinung haben dürfen), und so wurden praktische Männer schließlich zu freimütigem Opportunismus getrieben; als sie z. B. sahen, daß nationale und örtliche kommunale Organisationen der Arbeiterklassen von Sozialisten mit der Begründung bekämpft wurden, daß Sozialismus universell und grundsätzlich international sei, als sie sahen, daß ihre vereinigten Radikalen und Trade-Unionisten in Bann getan wurden dafür, daß sie außerhalb der Grenzen des sozialistischen Glaubens stünden, der einzig und unteilbar ist, als sie Landarbeiter sahen, abwendig gemacht durch unterschiedslose Androhung der Auslosung als „individualistisch“; in allen solchen Fällen fühlten sie die volle Kraft des Ausspruches, daß der Sozialismus schnell genug verbreitet würde, wenn die Sozialisten nicht wären. Es war schlimm, sich mit den konservativen Kräften des modernen unsozialistischen Staates begnügen zu müssen, ohne auch die sieben Todtugenden, die im Besitze der Sozialisten selbst waren, bekämpfen zu müssen; der Konflikt zwischen idealem Sozialismus und praktischer Sozialdemokratie zerstörte vor etwa einem halben Jahrhundert die Organisation der Chartisten, wie er erst kürzlich die Sozialistenliga zerstörte; aber er hat niemals den Umfang des Konfliktes

zwischen der Sozialdemokratie und dem Anarchismus angenommen. Denn die Anarchisten werden die Zurückhaltung von den Wahlen und die Weigerung, Steuern zu zahlen, in Fällen empfehlen, wo die Sozialdemokraten die Arbeiter unermüdlich drängen, ihre Stimmen zu organisieren und Kandidaten abzulehnen, die sich anheischig machen, für die Erweiterung des Wahlrechtes und die Besteuerung unverdienten Einkommens zu kämpfen, da der Gegenstand einer solchen Besteuerung das Staatskapital für alle möglichen Gesamtzwecke erhöhe, von der Aufmachung öffentlicher Bibliotheken an, bis zur Uebernahme unserer Industrien in städtischen Betrieb und deren Verstaatlichung.

Tatsächlich ist die Verleumdung der sozialdemokratischen Methoden durch Anarchisten ebenso selbstverständlich wie die Verleumdung sozialdemokratischer Bestrebungen durch die Konservativen, seit in den Zeitungen, welche die bestehende soziale Ordnung unterstützen, zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten kein Unterschied gemacht wird, da beide in gleicher Weise dieser Ordnung feindselig gegenüberstünden. In den Spalten solcher Zeitungen sind alle Revolutionäre Sozialisten, alle Sozialisten Anarchisten, und alle Anarchisten sind Brandstifter, Mörder und Diebe. Das eine Resultat davon ist, daß der phantasievolle imaginäre französische und italienische Verbrecher, der die Zeitungen liest, manchmal erklärt, wenn er mit roten Händen bei der Verübung eines Mordes oder eines Einbruches ertappt wird, daß er ein nach Grundsätzen handelnder Anarchist sei. Und in allen Ländern werden die heftigsten und verruchtesten Temperamente unter den Unzufriedenen von dem Namen „Anarchist" angelockt, bloß weil er den bestehenden Ungerechtigkeiten verzweifelten, gründlichen, unnachgiebigen, unversöhnlichen Krieg erklärt. Es ist daher nötig, darauf hinzuweisen, daß es einige Personen gibt, die von ihren politischen Gegnern fälschlich Anarchisten genannt, und andere aus Unwissenheit von sich selbst so geschildert werden, aber nichtsdestoweniger im Rahmen der Meinung dieser Zeitung durchaus keine Anarchisten sind. Andererseits gibt es Leute, die niemals Anarchisten genannt wurden, weder von sich selbst noch von anderen, die anarchistischen Grund und Boden betreten, wenn sie der Sozialdemokratie opponieren, genau so klar wie die Schreiber, mit denen ich mich gründlicher auseinandersetzen werde. Die alten Whigs und die neuen Tories aus der Schule von Cobden und Bright, und die „Philosophischen Radikalen", die Nationalökonomen, deren Typus Bastiat ist, Lord Wemyß und Lord Bramwell, Herbert Spencer und Auberon Herbert, Gladstone, Arthur Balfour, John Morley, Leonard Cortney: keiner von ihnen ist ein typischerer Anarchist als Bakounin. Sie mißtrauen der Staatsaktion und sind eifersüchtige Verteidiger des Vorrechts des Individuums, sie schlagen vor, die Staatsaktion zu unterdrücken und das Individuum soviel wie möglich auszubilden, zum Gegensatz des Sozialdemokraten, der den Staat zu demokratisieren wünscht und ihm die ganze Arbeit der Organisation der nationalen Industrie auf die Schultern legt, wodurch er ihn zu dem lebendigsten Organ des sozialen Körpers macht. Unverkennbar gibt es für die Anwendung beider Ansichten natürliche Grenzen, und Anarchisten wie Sozialdemokraten sind gleicherweise der Schlußfolgerung des Toren unterworfen, daß keine Partei gründlich übereinstimme, seitdem weder eine gemeinsame Versorgung für das Individuum, noch individuelle Freiheit von einer gemeinsamen Aufsicht gründlich durchgeführt werden kann. Wir sind alle einer Meinung. Gerechtigkeit, Tugend, Wahrheit, Brüderlichkeit, die höchsten, sowohl moralischen als auch körperlichen Interessen des Volkes sind nicht nur den Sozialdemokraten und Anarchisten teuer, sondern auch den Tories, Whigs, den Radikalen und wahrscheinlich auch den Mondscheinlern*) und Dynamit-Agitatoren. Die Methoden sind es, die vorgeschlagen werden, um sie in die Tat umzusetzen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

*) Verüber nächtlicher Agrarverbrechen in Irland.

Das Kennzeichen des Anarchismus.

Auf dem Kontinent wird die Debatte zwischen Anarchismus und Sozialdemokratismus häufig mit der Hilfe von Spazierstöcken, Stuhlbeinen und sogar Revolvern geführt. In England kommt das nicht vor, weil die Majorität einer englischen Zuhörerschaft, die einer mäßigen Neugier zufolge immer bereit ist, beide Teile zu hören, eine Stellung einnehmen wird, die sie bei genügender Herausforderung instand setzt, im Handumdrehen Theoretiker hinauszuwerfen, die einen Tumult verursachen, ohne sich mit der Beurteilung der Richtigkeit ihrer Ansichten lange aufzuhalten.

Als ich vor einiger Zeit das Vergnügen hatte, mit Herrn G. W. Foote über den Achtstundentag öffentlich zu debattieren, widmete ein französisches Blatt, das sich mit der Angelegenheit ausführlich befaßte, einen ganzen Artikel dem Ausdruck neidischen Erstaunens über die Tatsache, daß Herr Foote und ich davon absahen, einander gegenseitig zu beschimpfen und schließlich zu insultieren, und daß unsere Anhänger unserem leuchtenden Beispiel folgten und es nicht einmal versuchten, die Redner der Gegenpartei am Sprechen zu verhindern. Nun, wenn wir es uns auch nicht leisten, Sozialismus, Anarchismus und all die anderen „ismen" in Rowdyismus zu verwandeln, verfechten wir doch unsere Meinung — selbst in der außerordentlich achtbaren Gesellschaft der Fabier — manchmal mit bemerkenswertem Temperament. Fern sei es jetzt von mir, den anarchistischen Redner zu entwaffnen, indem ich ihm Komplimente mache. Im Gegenteil, wenn wir in unserer Mitte Herren haben, deren Geschäft es ist, die Sozialdemokraten als Verführer des Volkes und als Wetterfahnen anzuklagen, die gegen alle nationalen und kommunalen Projekte losziehen und brüllend die Abschaffung der Parlamente und Kommunalverwaltungen verlangen; die einen verzweifelten Widerstand gegen Pacht, Steuern, Zivilisten und in jeder Weise ein organisiertes gemeinsames Vorgehen fordern: dann bitte ich sie, mich als ihren hartnäckigen Gegner zu betrachten — als einen, der solche Lehren, wie aufrichtig sie auch vorgebracht werden mögen, im besten Fall als eine Ermutigung für die Arbeiter betrachtet, das Menschenmögliche unter dem Vorwand, auf das Unmögliche zu warten, zu unterlassen; und die im schlimmsten Fall dazu dient, die reaktionären Blätter Englands und die Polizeiagenten auf dem Kontinent mit Beweismaterial zu versehen, für die — wie man behauptet — vom Sozialismus drohenden Torheiten und Gefahren. Aber zu gleicher Zeit muß man begreifen, daß ich den Staat, wie wir ihn kennen, nicht verteidigen will. Bakounin's nachdrückliches Streben, alle Staaten und Staatskirchen mit ihren religiösen, politischen, Rechts-, Finanz-, Straf-, Schul-, Staatswirtschafts- und sozialen Gesetzen und Einrichtungen zu zerstören, scheint mir vollkommen gerechtfertigt und begreiflich vom Standpunkt eines gewöhnlichen „gebildeten Menschen", der da glaubt, daß Einrichtungen die Menschen, und nicht, daß die Menschen die Einrichtungen machen. Ich gebe es vollkommen zu und betone es nachdrücklich, daß der Staat gegenwärtig einfach eine mächtige Maschine ist, welche den Zweck hat, die Armen durch brutale Gewalt auszurauben und zu schinden. Wenn man ein alberner und behaglich dahinlebender Mensch ist, mag man glauben, daß der Polizeimann an der Straßenecke der Wächter von Gesetz und Ordnung sei — daß der Kerker mit seinen Marterwerkzeugen: der Tretmühle, der Lattenpritsche, der Einzelhaft, der neunschwänzigen Katze und dem Galgen ein Ort sei, wo den Uebeltaten der Menschen ein Ende gemacht wird und wo sie gelehrt werden, Gutes zu tun. Aber die Haupttätigkeit des Polizeimannes und die, für welche seine anderen Tätigkeiten nur den Vorwand bilden, ist es, darauf zu achten, daß man sich in seinem Rayon nicht schlafen lege, ohne einem Müßiggänger für dieses Privilegium den Tribut zu entrichten; daß man kein Brot esse, ohne zuvor durch die Bezahlung seines Preises dem Müßiggänger den Zoll zu entrichten; daß man sich dem verhungernden Arbeiter nicht widersetze, der nicht Mitglied

einer Gewerkschaft ist und am Streik nicht teilnimmt, wenn er zugunsten des Müßiggängers die Löhne auf ein Minimum herabdrückt, indem er sich erbietet, die Arbeit der anderen für einen Hungerlohn zu leisten. Wenn man etwas derartiges versucht, wird man als ein Landstreicher, ein Dieb und ein Meuterer fortgeschleppt und gemartert, im Namen des Gesetzes und der Ordnung, der Ehrenhaftigkeit, des sozialen Gleichgewichtes, der Sicherheit des Eigentums und der Person, der öffentlichen Staatspflicht, im Namen des Christentums, der Moral und aller erdenklichen Tugenden. —

Unser Soldat, angeblich ein heldenmütiger und patriotischer Verteidiger seiner Heimat, ist in Wirklichkeit ein unglücklicher Mensch, den Not dazu treibt, sich als Kanonenfutter anzubieten, um dafür regelmäßige Rationen, Obdach und Kleidung einzutauschen; ferner wird er dafür strafweise willkürlich eingekerkert, mit kleinlichen Bußen wie ein unartiges Kind bestraft, dazu verurteilt, vollgepackt zu exerzieren, ausgepeitscht oder erschossen zu werden. Im gesegneten Namen der „Disziplin" muß er alles tun, was ihm befohlen wird, vom Paradestehen in seinem roten Rock in der Halle eines Opernhauses zum Zwecke bloßer Dekoration, bis zum Auspeitschen seines Kameraden oder bis zur Ausübung eines Mordes. Und seine Haupttätigkeit besteht darin, dem Polizeimann zu Hilfe zu kommen, wenn dieser überwältigt wird.

Parlamentsmitglieder, deren einzige Qualifikation für die Wahl in 1000 disponiblen Pfund Sterling, einem „unabhängigen" Einkommen und einer alltäglichen ehrgeizigen Veranlagung bestand; Pfarrer, welche die Heilige Schrift für die Zwecke des Gutsherrn zitieren; Juristen, die ihre Dienste im Barreau dem Meistbietenden verkaufen und die Ueberlegenheit der begüterten Klasse auf dem Richterstuhl verteidigen; Schiedsgerichte von Brotherren, die sich in den Docks wie die Peers der Proletarier gehaben; Universitätsprofessoren, die den als Gentleman-Bildung bekannten Vorgang sorgfältig betreiben; Künstler, die bestrebt sind, die Phantasie der Aristokraten oder Plutokraten anzuregen oder deren Eitelkeit zu schmeicheln; Arbeiter, die ihre Arbeit so schlecht und so langsam verrichten, als sie es nur wagen, um so viel wie möglich dabei herauszuschlagen; Fabrikanten, die ihre Leute ausbeuten und überbürden und ihre Waren so viel wie gefahrlos möglich verfälschen: das ist das wirkliche lebendige Material jener imposanten abstrakten Begriffe, die als Staat, Kirche, Gesetzgebung, Konstitution, Bildung, bildende Künste und Industrie bekannt sind.

Jede Einrichtung, ob sie nun die Religion, die Politik, das Finanz- oder das Gerichtswesen usw. betrifft, ist, wie Bakounin sagt, durch die Tatsache korrumpiert, daß die Männer darin entweder selbst der besitzenden Klasse angehören oder sich an diese verkaufen müssen, um zu leben. Alle Kaufkraft, die es gibt, die Seelen der Menschen zu kaufen, nachdem ihre Leiber genährt sind, liegt in den Händen der Reichen; und überall, vom Parlament, das die unwiderstehlich zwingenden Kräfte des Knüttels, des Bajonetts, des Maschinengewehrs, der Dynamitgranate, des Gefängnisses und des Schafott? in Händen hat, bis zum kleinsten Mittelpunkt schäbig-feiner gesellschaftlicher Anmaßung, geben die Reichen die Melodie an und bezahlen den Musikanten. Natürlicherweise benützen sie ihre Macht dazu, immer mehr Geld zu stehlen, um fortzufahren, den Musikanten zu bezahlen; und so wird jede Gesellschaft zu einem großen Komplott und zu einer Heuchelei. Der gewöhnliche Mensch ist gegen den Betrug unempfindlich, ebenso wie er gegen den Geschmack des Wassers unempfindlich ist, das überhaupt keinen Geschmack zu haben scheint, da es ständig in Berührung mit seiner Schleimhaut ist. Die niederträchtigen moralischen Bedingungen, auf denen unsere soziale Ordnung aufgebaut ist, sind notwendigerweise in ständiger Berührung mit unserer sittlichen Schleimhaut, und so verlieren wir das Gefühl für ihre allgegenwärtige Gemeinheit und Unehrenhaftigkeit. Die Unempfindlichkeit ist jedoch nicht ganz vollständig;

denn es gibt im Leben einen Zeitabschnitt, der das Alter der Enttäuschung genannt wird, es ist das Alter, in welchem der Mensch entdeckt, daß seine edlen und ehrenhaften Regungen mit dem praktischen Erfolg unvereinbar sind; daß die Einrichtungen, denen er Achtung gezollt hat, schmachvoll sind; und daß er sich dem Komplott anschließen oder den Kürzeren ziehen müsse, trotzdem er fühlt, daß das Komplott ihm selbst und seinen Mitverschworenen höchst verderblich ist.

Das Geheimnis von Schriftstellern, wie Ruskin, Morris und Krapotkin besteht darin, daß sie den ganzen Betrug gründlich durchschauen; trotz seiner Gewohnheit und trotz der Illusionen, die durch seine weltliche Macht, seine Reichtümer, seinen Glanz, sein Ansehen, seine nachdrücklich betonte Achtbarkeit, seine unermüdliche Frömmigkeit und sein hochmoralisches Wesen hervorgerufen werden. Aber Krapotkin ist in Wirklichkeit ein Anwalt der freien Demokratie; und ich wage zu behaupten, daß er sich für einen Anarchisten vom Gesichtspunkt des Russen, der vor dem Despotismus zurückschreckt, ausgibt, mit dem verglichen die Demokratie überhaupt keine Regierung zu sein scheint, nicht aber für einen Anarchisten vom Gesichtspunkt eines Amerikaners oder Engländers, der frei genug ist, schon über die Demokratie als „die Tyrannei der Majorität" und „die kommende Sklaverei" zu murren. Ich behaupte das mit um so größerer Kühnheit, weil William Morris' Ansichten in vieler Hinsicht mit denen Krapotkin's übereinstimmen; doch Morris hat sich, nach geduldiger und gründlicher Beobachtung des Anarchismus als einer rührigen Propaganda in England, entschieden von ihm losgesagt und hat durch seine Skizze der kommunistischen Grafschaftsversammlung in seinen „News from Nowhere" gezeigt, wie lebhaft er die Unmöglichkeit jeder Entwicklung des unabhängigen Elementes in der sozialen Tätigkeit empfindet, das genügen würde, Personen oder Minoritäten instand zu setzen, eine öffentliche Tätigkeit auf sich zu nehmen, ohne vorher die Zustimmung der Majorität zu erringen.

Im großen und ganzen betrachte ich daher die außerordentliche Feindseligkeit den bestehenden Einrichtungen gegenüber, die der kommunistische Anarchismus einflößt, ganz und gar nicht gefährlicher für die Sozialdemokratie als das gleiche Gefühl, das der spezielle Torysmus Ruskin's einflößt. In viel stärkerem Widerspruch mit uns steht der Ueberrest jener heftigen Eifersucht auf die Gewalt der Regierung über das Individuum, welche die Haupttriebfeder des Fortschrittes des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Nur diejenigen, welche die Lehren der Geschichte in dem Moment, da sie ihren augenblicklichen Dienst getan haben, vergessen, werden durch die andauernde Lebenskraft jener Eifersucht unter uns, etwas anderes als Beruhigung empfinden. Aber diese Betrachtung beseitigt die wirtschaftlichen Einwendungen nicht, die ich bezüglich des praktischen Programms des individualistischen Anarchismus erhoben habe. Und sogar außerhalb dieser Einwendungen ist der Sozialdemokrat durch böse Erfahrungen gezwungen, nutzlosen Anklagen gegen den Staat entschieden den Rücken zu kehren. Es ist leicht zu sagen: Schaffe den Staat ab; aber der Staat wird dein Eigentum verkaufen, er wird dich einschließen, er wird dich zum Bankrott treiben, dich niederschlagen, ins Gefängnis werfen, erschießen, erdolchen, henken — kurz, dich abschaffen, wenn du die Hand gegen ihn erhebst. Glücklicherweise gibt es eine schöne Unparteilichkeit in der Brust des Polizeimannes und des Soldaten, welche die Schärfe der Staatsgewalt darstellen. Sie nehmen ihre Löhne und gehorchen ihren Befehlen, ohne Fragen zu stellen. Wenn die Befehle dahingehen, die Heimstätte jedes Bauern zu zerstören, der sich weigert, seinen Kindern das Brot vom Mund abzusparen, damit sein Gutsherr reicher werde, und es in London als müßiger Gentleman ausgeben könne, gehorcht der Soldat. Wenn seine Befehle aber dahingingen, der Polizei zu helfen, Seine Lordschaft in das Gefängnis von Holloway zu werfen, bis er eine Einkommensteuer von 20 sh von jedem Pfund seines un-

verdienten Einkommens bezahlt haben werde, würde der Soldat das mit gleicher Pflichtergebenheit tun, ja vielleicht mit einem gewissen heimlichen Behagen, das in dem ersteren Fall fehlen mag. Nun, diese Befehle kommen in letzter Linie vom Staat — der hier zu Lande das „House of Commons" bedeutet. Ein „House of Commons", das aus 660 Vornehmen und 10 Arbeitern besteht, wird dem Soldaten befehlen, dem Volk Geld für die Gutsherren abzunehmen. Ein „House of Commons", das aus 660 Arbeitern und 10 Torys besteht, wird wahrscheinlich, wenn die 660 keine Toren sind, dem Soldaten befehlen, den Gutsherren Geld für das Volk abzunehmen. Mit diesem Wink verlasse ich den Gegenstand in der vollen Ueberzeugung, daß die Torys, trotz der Anarchisten, fortfahren werden, sich des Staates gegen das Volk zu bedienen, bis das Volk sich seiner mit gleicher Geschicklichkeit und gleicher Entschlossenheit gegen die Torys bedienen wird.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Berlin, 24. Januar. Gestern in den Kammerspielen „Hochzeit" von Emil Strauß. Sehr lieb. Man denkt bisweilen an die „Jugend" und die Luft hier schmeckt nach dem Hause Vockerath; auch Hartleben fiel mir ein. Neue deutsche Menschen der mittleren Region zeigen sich, trotzig, die Welt nach ihrem Gewissen einzurichten, mit diesem fürchterlichen Germanenernst in jeder Dummheit, ahnungslos, daß schließlich doch dies alles auch wieder nur darum geht, ob der Hans die Grete kriegen wird. Deutsch ist es, so vom eigenen kleinen Abenteuer immer gleich ins Große der allgemeinen Fragen zu geraten und an der eigenen die Sache der ganzen Menschheit zu führen. Deutsch auch, wenn schon das Blut ausschlägt, sich noch in den frömmsten Gefühlen still zu wiegen — „Du übersinnlicher, sinnlicher Freier!" Deutsch endlich ein gewisses täppisches, ja zänkisches Behagen im eigenen Urteil, das sich nicht stören läßt und niemals denkt, daß vielleicht doch auch der andere, von seiner Seite her, ebenso recht haben könnte. Mittelbürgerlich deutsch, mittelstädtisch deutsch, was nun freilich Berlinern gar nicht eingehen kann; wenigstens jenen in den Theatern nicht, Fontanischen wär's eher zuzumuten, aber die haben keine fünfzehn Mark für den Sitz. Also heißt es: Gartenlaube. Und dann kommt ja gar noch eine Höhle vor. „Nein, solchen Orgien der Romantik ergeben wir uns nicht!" Denn sie sind hier fanatisch zum Wirklichen gesinnt und keiner würde zugeben, daß vielleicht eine Höhle doch ganz ebenso wirklich wie ein Bedag ist. Nein, in Berlin W. nicht. Wirklich aber ist, was Berlin W. ist. Dieser Glaube macht die hier so stark, durch ihn sind sie die Herren. So lange es ihnen nämlich auch die anderen glauben.

25. Januar. Mit Emil Strauß. Er hat die Kritiken gelesen und ist ganz verdutzt. Bei uns sagt man: verdattert. Er hat noch keine Uebung, es ist sein erstes Stück, da fragt man noch: Warum? Seine stille Freude hat er anderen geben wollen. Dafür wird er angespien. Warum? Was ihn freut, mag den anderen fremd sein, so sollen sie es lassen, sie sind dann eben nicht von seiner Art, er nicht von ihrer, aber ist das ein Frevel? Warum? Nun, er wird es schon gewohnen, nach und nach; dann weiß man es und lacht. Und jetzt kehrt er in sein stilles Haus heim, dort unten, den Frühling erwarten, bis es in den Aesten leise knackt. Dies hören sie hier nicht, das hat er voraus. — Einige waren auch besonders bös, weil sie den Verdacht hatten, sein Stück hätte dem Publikum gefallen. Denn dies verachten sie sehr. Für unliterarisch gilt hier: alles was am Ende gefallen könnte.

28. Januar. Ich bin immer verlegen, wenn man mich fragt, ob jemand, ein Schauspieler, ein Autor, ein Maler, Talent hat. Ich weiß nämlich nie gleich, was man damit meint. Ist es die Kraft, sich darzustellen und mitzuteilen? Oder die, sich auf den Markt und so zu sagen an den Mann zu bringen? In allen Künsten gibt es ganz große Menschen, die unbekannt bleiben. Entweder weil sie mit aller Kraft, ihre Schönheit zu gestalten, doch unfähig sind, auf andere dadurch zu wirken, wozu noch eine besondere Gabe des Anlockens und Einschmeichelns gehört. Oder auch weil sie niemals verstehen, sich anzukündigen. Es gibt große Künstler, deren Werke „unbrauchbar" sind, weil auf dem Markt nach Werken dieser Art jetzt keine Nachfrage ist. Und es gibt Künstler, die sehr brauchbare Werke, nach welchen überall heftig nachgefragt wird, nicht anzubieten wissen. Ein „Talent" braucht, um Erfolg zu haben, beide Begabungen: die, den nachfragenden Leuten Werke nach ihrem Geschmacke zu liefern, und die, solche Werke so anzubieten, daß der Käufer sie zu finden weiß. Die Werke müssen fähig sein, ein Bedürfnis zu befriedigen, sie müssen Waren sein. Und diese Waren müssen zu finden, der Künstler muß ein Händler sein. Je nachdem nun in den Künstlern diese oder jene Begabung stärker ist, ergeben sich allerhand Variationen, die manchmal sehr lustig sind. Es kommt vor, daß einer ganz unbrauchbare Werke, solche nämlich, die kein Bedürfnis der Menge befriedigen, ihren Geschmack vielmehr verletzen, Werke von völliger Einsamkeit, der Empörung, der Zukunft, ihr dennoch, als durchdringender Ausrufer, durch seine Begabung der Annonce aufzuzwingen weiß. Und es kommt vor, daß andere sich sehr brav bemühen, ganz nach der Mode Waren herzustellen, wie die Zeit sie will, und dennoch nichts absetzen, weil es ihnen an der Begabung zum Plakat fehlt. Dies verwickelt sich noch mehr, indem jetzt kein Plakat besser schreit als: für einen ganz unbeugsamen, abgeschlossenen, Alle verachtenden Künstler zu gelten. Wer sich als solchen annonciert, aber mit dieser Marke Waren bringt, die das gemeine Bedürfnis erfüllen, schlägt alle; denn die Menschen wollen das Alte, das Gewöhnliche, aber so, daß es doch neu und ungemein aussehen soll. Nach ihm kommt, wer zwar keine Waren bringt, der Künstler seiner eigenen Welt, dann aber sich herabläßt, den Betrieb zu verstehen und für den Alarm auf dem Markte zu sorgen. Schlecht geht's den wackeren Leuten, die mit redlichen Werken dem Publikum dienen, so wie es bedient sein will, aber eine gewisse Scham haben, Lärm zu machen. Sie reden sich dann ein, weil sie keine Händler sind, die wahren Künstler zu sein, und verachten diese, wenn sie Händler sind. Die Reihe ist also heute so: oben zuerst der schamlose Unkünstler, der bloß Macher und ein großer Händler ist, dann der schamlose Künstler, kein Macher, aber als Händler groß, zuletzt der schamhafte Unkünstler, ein Macher, dem nur der Apparat fehlt, seine Waren dann auch zu vertreiben. Ob auch irgendwo noch schamhafte Künstler vorkommen, ist unbekannt. Doch kaum. Denn irgend was gibt die sorgende Natur ja jedem mit, um das Leben zu bestehen. — Die paar großen Künstler, von welchen wir jetzt in Europa wissen, müßte man einmal danach untersuchen. Wir wissen von ihnen nur, insofern sie Händler sind. Um als Künstler wirken zu können, müssen sie Händler sein. Dabei geschieht es ihnen nun, daß sich fortwährend der Händler in den Künstler und wieder der Künstler in den Händler schiebt. Und nie weiß man, mit wem gerade man es eigentlich zu tun hat; wissen sie's selbst? Vieles Technische, das man sonst gar nicht verstehen kann, wird dadurch erst klar. Jedes Bild ist heute erstens ein malerisches und zweitens ein händlerisches Problem. Es soll uns etwas so sehen lassen,

wie der Maler es sieht. Dazu ist aber notwendig, daß wir es überhaupt ansehen; unter den vielen Tausenden gerade dieses eine Bild. Um uns also zwingen zu können, daß wir dies so sehen, wie der Maler es sieht, für diesen künstlerischen Zweck muß es uns erst zwingen, still zu stehen und es anzusehen. Es genügt nicht, daß es ein Bild ist, sondern das Bild muß auch noch sein eigenes Plakat sein. In jeder heutigen Technik steckt dies: das Werk auch noch zu seinem Plakat zu machen. Das Problem des Künstlers ist nämlich jetzt (er sei denn einer, der sich selbst genügt, und so stark, daß er nicht zu wirken braucht): der Künstler will das Publikum und das Publikum will keinen Künstler, also muß er eine Angel werfen, er muß eine Falle stellen, wie bringt man die Falle, die Angel im Kunstwerk an? Einer hat einen Gedanken. Er sucht einen Ausdruck dafür. Einen Ausdruck, der den Gedanken ganz und rein enthält, und mit allen Strahlen der Stimmung, aus der er ihn hat. Er findet solchen Ausdruck. Er kann also nun seinen Gedanken mitteilen. Und das will er auch. Es hört ihm aber niemand zu. Denn die rennen und haben keine Zeit. Jetzt kriegt er Angst: ein anderer wird seinen Gedanken finden, wird ihn nehmen, wird ihn fälschen und damit die Menschen betrügen, wenn er es nur versteht, die Vorüberfliehenden anzupacken und aufzuhalten. Denn darauf kommt es an. Und so sagt er sich: Dies muß ich auch, anpacken und aufhalten; ich muß deshalb den Ausdruck ändern, bis er bläst und pfeift, daß die Menschen erschreckt auseinander fahren und anhalten und vor Staunen stehen, und dann fliegt mein Gedanke unter sie und platzt. So hat sich die Bombentechnik des heutigen Feuilletons entwickelt, das sich knarrend, krachend, knallend, mit ungeheurem Lärm heranwälzt, daß die Leute vor Todesangst links und rechts am Wege liegen, welchen es nun, glühend, zischend, dampfend, Gedanken ausspeit. Seine Meister aber finden, daß man sich die Gedanken auch sparen kann, auf das Krachen und Zischen und Dampfen allein kommt es doch an. Nun sind die Menschen aber gar nicht so dumm, wie die Meister meinen: sie merken es schon, daß nur noch ins Leere gezischt und gekracht wird, aber das Zischen und Krachen macht ihnen Spaß. Und wenn nun einer doch wieder einmal einen Gedanken hat, für den er zischen und krachen will, achtet kein Mensch mehr auf. Das ist das Ende. Es fängt damit an, daß niemand zuhört; also, um seine Gedanken vernehmlich zu machen, braucht man Alarm, dazu wird ein Apparat gebaut, es gelingt, er gefällt den Leuten so, daß man ihn nur immer spielen lassen soll; und sie haben ihre Freude, bewundern ihn sehr und hören nun schließlich erst recht nicht zu.

Wie der Künstler, der wirken will, jetzt sein Werk, um einen Empfänger zu fassen, weil doch keiner Kunst empfangen will, mit einem Alarmapparat versehen muß, dieser dann aber das Werk verdrängt und am Ende nur noch für sich selbst wirkt, im Leeren um sich sausend und lärmend, dies ist die Geschichte der modernen Technik in allen Künsten. Ich möchte, daß im Bonner Seminar bei Litzmann, wo Studenten Kunst mit einem Ernst und einer Freiheit suchen, welche der deutschen Kritik unbekannt sind, dies einmal verhandelt würde. Man erkennt unsere Kunst erst, nimmt man sie als eine Kunst, die auf den Markt muß.

(Schluß folgt.)

Deutscher Frühling.

Die Iden des März sahen im Deutschen Reich wunderliche Dinge. Everyman griff eifriger noch als sonst beim Frühstück nach seiner Oeffentlichen Meinung und „durchstudiert' die groß und kleine Welt, um es am Ende gehn zu lassen, wies Höchsten Orts gefällt." Denn Tag vor Tag dröhnt ihm ja diese Mahnung in die Ohren. Der Kaiser schreibt einen Brief über Flottenfragen an den englischen Marinelord? Das ist seine Privatsache, die außer dem Empfänger niemanden etwas angeht, jedenfalls ernster Rede nicht werth ist. Zwei Parlamente sagens, englische und deutsche Minister sagen es, und in der Presse las mans früh und spat. Nur ein Dyskolos kann da noch zweifeln. Wichtiger, viel wichtiger, lieber Bürger, war die Gigantomachie, die in fünftägigem Ringen zwischen Reichstag und Presse ausgefochten wurde und, wie zu erwarten stand, mit dem Siege des Reichstags glorreich geendet hat. Enden mußte, weil die Herrn von der Presse im Unrecht waren und zu spät oder garnicht erkannten, daß sie, die zu schieben glaubten, die Geschobenen waren. („Saubengel", hatte Gröber, dem das Blut immer leicht in die Schläfen steigt, in der Wuth über eine Störung von der Journalistentribüne vor sich hin gebrummt. Zweifellos ein unparlamentarisches, ein grobes Wort. Doch in seiner nächsten Nähe sitzende Abgeordnete hatten es nicht verstanden, die Journalisten haben nichts von ihm gehört, der Präsident hat nichts vernommen, die Stenographen, die zwei Schritte vor ihm in harter Amtsfrohn schuften, vernahmen nichts, und im offiziellen Stenogramm ist die Aeußerung nicht zu finden. Die später vom Presseconvent aufgetischte Behauptung, das Stenogramm sei korrigirt worden, war dreister Schwindel. Eine unparlamentarische, doch keine öffentliche Aeußerung; die auch dadurch nicht öffentlich wird, daß sie der meininger Vereinsmeyer Müller an die Journalisten denunziert hat. Eine unpassendere Gelegenheit für die beliebte Haupt- und Staatsaktion war nicht zu finden, die Hebung des Kastengeistes jedenfalls auf anderen, einwandfreieren Wegen zu erreichen, und das Ende war kläglich. Kein Wort der Entschuldigung, des Bedauerns kam an die Leute, die der Welt den heroischen Kampf um die verletzte Standesehre mit lautem Gelärm vormimten, anstatt mit deutlichem Wink den Denunzianten nach Hause zu schicken, der in seiner gentlemanliken Art Herrn Gröber auf die Journalisten, die Reporter auf Herrn Gröber hetzte; ungefähr also die Rolle der von den Herrn mit Inbrunst doch immer geschmähten Times gespielt hatte. Und als der Kanzler seine Rede über den Status unserer auswärtigen Beziehungen hielt, wars mit der Energie zu Ende; nach einer Erklärung, deren laute Phraseologie den Rückzug maskiren sollte, wurde still wieder an die Arbeit geschlichen. Wir wissen heute, daß die Journalisten nicht zu erreichen vermögen, was streikende Drucker spielend erzwängen. Siege pflegen anders auszusehen. Wenn ihr, ohne die Furcht, mit dieser Entstellung der Wahrheit der Standesehre zu nahe zu treten, das für einen Sieg auszugeben vermögt, braucht man sich auch nicht mehr zu wundern, daß ihr in den Bilanzen unserer auswärtigen Politik immer Erfolge findet. Und, muß man nach dieser Probe fürchten, auch fernerhin finden werdet.

Ein Exempel haben wir bereits wieder hinter uns; eines, das selbst in den letzten zwanzig Jahren ohne Präcedens dasteht und uns eine Blamage gebracht hat, die ein Kanzler nicht überdauern sollte. Ende 1907 erfuhren wir, daß der amerikanische Botschafter Charlemagne Tower Berlin in der ersten Hälfte dieses Jahres zu verlassen gedenke, und daß Herr Hill sein Erbe anzutreten habe. Nichts rührt sich; man hörte

nur, daß wir dem Plane der amerikanischen Regierung das Placet nicht verweigert, Herrn Hill genehm und willkommen gefunden hatten. Niemand gedachte weiter der Thatsache, die für jeden, Laienbruder und Esoteriker, definitiv erledigt schien. Auch hatten wir wirklich Wichtigeres zu thun, als der glatt abzuwickelnden Personalfrage lange nachzusinnen. Plötzlich, die Gigantomachie hatte eben ihr unblutiges Ende erreicht, vernahm man staunend die Kunde, daß das Placet zurückgenommen, der Amtsantritt Hills unmöglich geworden sei. Ueberm Atlantic erhebt sich ein Sturm, der bald auf die ganze Auslandspresse übergeht und, schließlich, auch bei uns ein Echo weckt. Noch lag uns die Rede des Kanzlers im Ohr, die mit den Worten geschlossen hatte: „Nun, meine Herren, möchte ich noch eine Bemerkung allgemeiner Art hinzufügen. Verschiedene Redner haben angesichts der gegen uns im Auslande erhobenen Beschuldigungen ruhige und wachsame Zurückhaltung empfohlen, und für die Behandlung der auswärtigen Geschäfte des Landes Stetigkeit, Einheitlichkeit, Festigkeit gefordert. Meine Herren, ich glaube, daß die auswärtige Politik, die wir machen können, nicht richtiger und nicht besser charakterisirt werden kann". Beifall lohnte die Leistung. Wie aber stehts, fragt das Ausland, mit der „Einheitlichkeit und Stetigkeit" einer Politik, die heute widerruft, was sie vorgestern gebilligt hat? Und wer sind die „Wir", die die auswärtige Politik machen und doch keine Ahnung davon haben, was eigentlich vorgeht? Denn offenbar wissen sie wieder einmal von nichts und versichern selbst drum und lassen versichern, daß Herr Hill noch immer herzlich an der Spree willkommen sei. Daß Bülow von dem, was passirt war, wirklich nichts wußte, ist nicht zu bezweifeln; und das Offiziösengetriebe verrieth deutlich genug die Hilflosigkeit, in der man sich fand, zeigte auch, auf wessen Haupt man abladen zu können hoffte. Herr Tower sollte geopfert werden, der doch nur gethan hatte, was ein erlauchter Wille und die Botschafterpflicht befahlen. Mister Charlemagne aber fand, daß er den Offiziösenschimpf nicht verdiente und ging, während Bülow in Wien seine Visite machte, in die Wilhelmstraße. Um sich für die Rolle zu bedanken, mit der man ihn zu bebürden suchte. Was war geschehen? Der Kaiser hatte, bei einem Diner, mit einer Dame über den Botschafterwechsel gesprochen, später, vielleicht von dem bereits orientirten Tower angeregt, auch mit dem Botschafter, und seine Bedenken geäußert; sogar den Herrn (der sich mit L. C. Griscom, Onkel Sams Geschäftsführer in Rom, ins Vertrauen des Kaisers zu theilen hatte) gebeten, sie an Herrn Roosevelt zu übermitteln. Der Botschafter thats, und das erregte Schauspiel war, natürlich genug, die Folge. Amerika war über den inkorrekten Ingerenzversuch aufs Höchste erbittert, und verlangte, daß Herr David Hill nun erst recht nach Berlin müßte. Und der hier mit Bloßstellungsversuchen inkommodirte Botschafter drohte für den Fall, daß er nicht reingewaschen würde, mit Publikation des ganzen Vorganges. Ein erbauliches Schauspiel, das zeigt, in was für herrlichen Zuständen wir leben, welchen herrlicheren wir vielleicht noch entgegengehn. Herr Schön setzt sich hin und läßt, unter dem Eindruck von Towers Eröffnungen, via London eine Erklärung verbreiten, in der den Deutschen besonders angenehm die Sätze berühren: „Die bisher über die Hill-Affaire in der Presse erschienenen Meldungen wurden durch das Mißverständnis veranlaßt, daß beabsichtigt werde, die vorigen Herbst zu Hills Ernennung erteilte Genehmigung zurückzunehmen. Hieran wurde nie gedacht; es ist richtig, daß später gewisse Zweifel aufstiegen, ob Mister Hill sich auf dem Posten wohl fühlen werde, aber diese Zweifel sind jetzt beseitigt, so daß Hills Ernennung nichts im Wege steht, und er wird jetzt in Berlin willkommen geheißen werden, wie es zuvor geschehen wäre, oder wie jeder einwandfreie, von Präsident Roosevelt ernannte Vertreter es gewesen wäre. Es muß

emphatisch erklärt werden, daß während des ganzen Zwischenfalls Mister Tower keinen Augenblick von der geraden Linie absolut loyalen und ehrenhaften Verhaltens abgewichen ist, sowohl gegenüber seiner eigenen, wie der deutschen Regierung." Hinzugefügt wurde in der Daily-Mail noch, „der Kaiser habe seine Beanstandung des vom Präsidenten Roosevelt erwählten Botschafters Hill bedingungslos zurückgenommen. Er habe seinen Entschluß geändert aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Amerika. Das Auswärtige Amt teilte dem Herrscher mit, daß die deutsch-amerikanische Freundschaft in Gefahr stehe, worauf der Kaiser mit großer Promptheit Hill eine goldene Brücke zur Annahme des Botschafterpostens baute." Da der Kanzler weg war, trifft für dieses mit fast beispielloser Ungeschicklichkeit abgefaßte Elaborat Herrn von Schön die Schuld. Schlimmer wurde der Kaiser wohl kaum je bloßgestellt, und die Sache sieht aus, als ob ein Verärgerter in der Wilhelmstraße ein Exemplum statuiren wollte. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, fehlt jetzt nur noch die Nachricht, daß Herr Hill nun trotzdem nicht kommt; daß wir die wunderschöne Aktion auch noch vergebens unternommen haben.

. . . Und wie stehts nun mit der Einheitlichkeit, Festigkeit und Stetigkeit unsrer Politik? Bis auf die Knochen haben wir uns wieder blamirt, ärger als je zuvor. Und schon droht aus dem Süden neues Verhängnis. Werden wir mit dieser Art von Betrieb nicht endlich, endlich jetzt zu Ende kommen? „Wir übten nach der Götterlehre uns durch viele Jahre im Verzeihn, doch endlich drückt des Joches Schwere und" — wir möchten ergebenst ersuchen, mit dem Beginn einer ersprießlicheren Art von Geschäftsbetrieb nun endlich zu beginnen. Mit den persönlichen Niederlagen des Monarchen muß es ein Ende nehmen. „Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf Throne", hat Jean Paul gesagt, und auch der alte Fritz hat schon seinen Erben vor allzugroßer Betriebsamkeit gewarnt. „Heut zu Tage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten, ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maaße." So sprach, am 26. Januar 1859, Bismarck zum alten Kaiser. Vierundzwanzig Stunden später wurde Wilhelm der Zweite geboren.

Als Max von Seydel, der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer, die Vortheile der konstitutionellen gegenüber denen der parlamentarischen Regierung abwog, kam er zu dem Ergebnis: „Dem parlamentarisch regierten Staate begegnet es leicht, daß er im Staatenverkehre einen geminderten Credit hat. Denn im Staatenverkehre ist, da dieser unter keiner Rechtsordnung steht, die Verlässigkeit eine Hauptbedingung des Ansehens und des Erwerbes von Bundesgenossen. Einem Proteus, der heute an diesen, morgen an jenen sich anschließt, wird Niemand Vertrauen schenken. Daher kommt es auch, daß große staatliche Gemeinwesen, welche eine schwierige äußere Politik zu führen haben, die parlamentarische Regierungsform, wenn sie dieselbe besitzen, mit nicht unbedeutenden Nachtheilen bezahlen müssen, und wenn sie dieselbe nicht besitzen, sich nicht leicht entschließen, sie anzunehmen." Blickt um Euch und weicht der Frage nicht aus, warum nur heute das Gegentheil dieser klaren Sätze bei uns zur Thatsache wurde, werden konnte, werden mußte.

Karl Schnitzler.

Theater.

Kammerspiele: Der Tor und der Tod; Nju. Das Gedicht von Hofmannsthal, edel und klug gesprochen, maßvoll und ein wenig bequem geführt, hat für mich hauptsächlich diese eine schönste Bedeutung: daß es in solcher Klarheit und in mehr als einem Sinne zeigt, wie sich die Lyrik eines bestimmten Alters zum Dramatischen gesammelt hat. Es erwächst ganz aus einer tiefen und starken Bewegung, aus dem Hinüberdrängen des unbefriedigt lastenden Wissens in die wirkliche Welt der Ereignisse. Diese Bewegung ist es, der sich jedes wahrhaft dramatische Gestalten einmal entringen muß. Und daß sie hier gerade noch als Gebärde, noch bevor sie greifen und formen konnte, festgehalten erscheint, mag wohl der eigentümlichste Reiz dieser Dichtung sein; vom Lyrischen entschlossen abgewendet, scheint sie doch den Uebergang, der sie weiterführe, noch kaum zu ahnen. In die restlos kultivierte, von Wissen und Bewußtsein ganz gesättigte persönliche Stimmung, die nach der Sachlichkeit greifbarer Formen lechzt, wird eben das erste erregende Warum? geworfen. Noch ordnet sich das Gebilde nicht nach den Gesetzen seiner Vollendung; noch leuchten nicht die kristallischen Linien der naturgeborenen Form; noch ist kein Drama. Aber schon stehen Ich und Welt, Subjekt und Objekt in lautem Kampf gegeneinander. Daß dieser Kampf als unversöhnlich, wie ein Krieg von Unrecht gegen Recht, vorgetäuscht wird, ist lyrischer Schatten von hinten her, ist Weltschmerz, — nur eben sehr fein durch viele Kulturen gesiebt und sorgfältig gerecht und geglättet. Daß aber Recht und Unrecht mit ihren eigenen Stimmen reden, in ganz verschiedenem Tonfall, daß die Musik der Welt sozusagen von zwei Seiten her ertönt, ist über die Lyrik hinaus, ist schon der Auftakt eines ganz dramatischen Rhythmus. Ein Zuviel an Kultur hat jede heißere Beziehung zwischen der Seele und den Dingen gehemmt. Aber ein Zuviel an Persönlichkeit setzt sich gegen dieses gehemmte Dasein zur Wehre, wirft sich in eine unheimliche Verkleidung, um sich selbst mit einer anderen, mächtigeren Stimme aufzurufen, zur Tat hinzuschrecken, zaubert Gestalten und Erscheinungen aus sich hervor, die Leben bedeuten, Leben verlangen, Leben heranbringen sollen. So schafft in Kindern, die des oft gesehenen Spielzeugs zu müde geworden sind, der unersättliche Trieb zu gestalten und umzudeuten, die ersten komödiantischen, dialogischen, dramatischen Versuche. So schafft in Dichtern, die sich in allen Bequemlichkeiten einer wohl ausgekosteten Kultur müde gelegen haben, der Trieb, durch kräftige Bewegung der eigenen Persönlichkeit anders zu werden, Anderes zu bedeuten, den entscheidend dramatischen Willen. So hat dieser Dichter, als seine Zeit gekommen war, in die klare und allzu ruhevolle Welt seiner Gesichte das erste aufstörende Warum geworfen. Sein Akt bedeutet das Eintreten der trennenden — der aufschließenden — Frage in den harmonisch verbundenen und geschlossenen Kreis einer Anschauung. Und solche Frage steht am Anfang aller darstellenden Dichtung, deren Gipfel ja schließlich das Drama ist. Darum ist die Gebärde dieses kaum noch dramatischen Gedichtes wertvoller als sein Vers und sein Gedanke; darum ist von seinen süßen und dunklen, schaurigen und vertrauten Stimmen die eine beiweitem die schönste, in der die Sehnsucht unserer ermüdeten und gesetzlosen Kultur nach einem lebendigen Gesetz, nach rhythmischer Bewegtheit, nach Drama ruft.

Diese bewußte, fast wäre zu sagen: dünkelhafte Kultur überträgt sich schauspielerisch ganz wunderbar in die unbewußte Kultiviertheit der Gebärden, der Töne, des ganzen feingliedrig bewegten Spieles von Alexander Moissi. In dieser Aufführung, die sich, um den edelsten Werten des Stückes zu dienen, geklärtes Wissen, in gefühltes Leben zu übertragen bemüht, muß seine Kunst dem Ganzen Blut und Atem geben. Es kommt hier für den echten Schauspieler nicht darauf an, auf den Gedanken zu stehen und mit den Versen dahin zu schreiten; sondern viel mehr, den Tonfall und die Geste zu haben, die der besonderen Sehnsucht dieses Gedichtes Laut und Körper geben. Moissi hat das; und hat damit, ein souveräner Vollender, das Spiel sublimer Gedanken in ein ergreifendes Schau-Spiel verzaubert.

Nachher: „Nju“ von Ossip Dymow. Fern von allem Drama, wie das ganze heutige Theater Rußlands. Aber von einer solchen Macht und Fülle äußerer und innerer Wahrheit, von einem solchen Andrang und einer solchen Tiefe der Beziehungen, daß Pathos, Trauer, Resignation und Ironie, immer als die verschiedenen, aber auf gleichem Recht bestehenden Seiten einer und derselben Sache im verblüffendsten und erschütterndsten Wechselspiel einander ablösen. Von einer Kenntnis weiblichen Sinnens und Sehnens, die an Altenbergs wunderbares Hellsehen gemahnt, und von einer rührenden und gerührten Sachlichkeit, die zweifellos von Dostojewskischen Gaben herkommt. Ein merkwürdig starkes und großblickendes Ineinander von Beseelung und Objektivität. Ein Theater kann dieses vielfältige und vielbedeutende Abbild psychologisch genommener Wirklichkeit natürlich von verschiedenen Seiten her auf das geschickteste anfassen. Hier geschah dies besonders schön, indem man sich überall an die einfachsten menschlichen Züge hielt und die Hauptwirkung ganz der elementaren Kraft von Gertrud Eysoldt überließ.

Willi Handl.

April.

Höchst wechselvoll vollzieht sich der April:
Die Sonne scheint, es folgt ein Regenschauer.
Es brüllt ein Sturm, dann ist es wieder still.
Ganz wie im Leben: Scheiden muß Herr Tower;
Mit Sack und Pack kommt angerückt Herr Hill,
Und dann begibt sich's, daß man ihn nicht will.

Es ging ein Brief ab an Herrn Roosevelt:
„Die Botschaft möcht' er wohl; allein Mir fehlt der Glaube,
Nicht an die Fähigkeit, jedoch ans Geld, —
Und Mein Berlin ist eine saure Traube,
Ist's mit dem Portemonnaie nicht wohlbestellt.
Bedenkt dies wohl, verehrter Roosevelt!"

Nun fragt sich's: Bleibt Herr Tower? Kommt Herr Hill?
Zieht in die Botschaft ein genehmer Dritter,
Befähigt zu Berlins Gesellschaftsdrill?
Wird Sonnenschein? Gibt's Regen? Ein Gewitter?
Wer weiß, was alles nicht noch werden will! . . .
Höchst wechselvoll vollzieht sich der April.

J. Diot.

Die neuen Anleihen.

Am 7. Januar dieses Jahres hat die Preußische Seehandlung an die Zeitungen ein Communiqué gesandt, worin die damals zum ersten Male zur Anwendung kommende Methode bei der Subskription der preußischen Schuldbuchanleihe verteidigt werden sollte. Die den Großbanken dienende Presse hatte den Weg, den der neue Reichsbankpräsident Havenstein eingeschlagen hatte, scharf bekritelt. Die Banken waren als Zwischenstellen ausgeschlossen worden; es wurde ein Zinsfuß von 4%, allmählich herabgleitend bis $3^1/_2$% gewählt, und nur solche Zeichner sollten Berücksichtigung finden, denen die Eintragung ihres Besitzes ins Schuldbuch genehm war. Um sich die Möglichkeit zu schaffen, Preußens Geldbedarf durch ähnliche Anleihen zu decken, wurde kein bestimmter Betrag zur Subskription gestellt, die Börsennotierung nicht beantragt. Man wollte, so sagte damals das Staatsinstitut, das Bankenkonsortium, das die Anleihen zu übernehmen pflegt, nicht brüskieren, indem man es ausschloß; doch die Zahl der Zeichnungsstellen sei bisher zu gering gewesen, diese selbst allzu willkürlich gewählt worden. Gerade die solidesten Zeichner hätten nach der bisherigen Methode keine genügende Berücksichtigung gefunden. Dem wollte die Seehandlung entgegenwirken. Weniger als drei Monate sind verstrichen, da werden diese Prinzipien über Bord geworfen; denn Preußen und das Deutsche Reich kehren nun zur früheren Begebungsform zurück. Die Abtrünnigen werden liebevoll und mit offenen Armen von den Großbanken empfangen; denn ein Zwischengewinn von 1,10% (die Uebernahme erfolgt mit 98,40%, ihr Emissionskurs beträgt 99,50%) ist gerade bei den jetzigen Zeiten, wo die Konsortialgewinne so spärlich fließen, nicht von der Hand zu weisen. Was hat die beiden Regierungen veranlaßt, die „neuen Wege", die bei Herrn Havensteins Ernennung zum Reichsbankpräsidenten sicher nicht ohne Einfluß gewesen sind, so rasch wieder zu verlassen? Hat der Zeichnungserfolg von 181 Millionen Mark, der damals erzielt wurde, die Erwartungen nicht befriedigt? Offiziell wurde das Gegenteil versichert; das würde freilich nicht viel beweisen. Es ist schwer, auf die Fragen eine Antwort zu finden; und merkwürdig, daß sie in der Presse nicht einmal aufgeworfen worden sind. Vielleicht glaubte man, der ständige Rückgang der Anleihenkurse (der trotz dem billigeren Geldstande auch seit der Begebung der Januaranleihe andauerte) sei der Opposition der Banken zuzuschreiben. Sie haben gewiß kein Interesse mehr gehabt, die an den Markt kommenden Beträge in ihre Portefeuilles überzuführen. Hat die Regierung so gerechnet, so hat sie, scheint mir, einen Fehler begangen. Denn der Rückgang der Anleihekurse wurde nicht durch die Opposition herbeigeführt (die ist im Zeitalter des Blocks noch weniger beliebt als früher), sondern dadurch, daß man wußte, Deutschland und Preußen haben ihren Anleihebedarf noch nicht gedeckt und jede Steigerung der Kurse könne, solange dies nicht der Fall ist, nur von kurzer

Dauer sein. Am verständlichsten wäre die Rücksicht auf die ausländischen Zeichner gewesen; unbestreitbar findet sich für eine Schuldbuchanleihe, die keinen Börsenkurs hat, im Auslande weit schwerer eine Käuferschicht, als für ein jederzeit verkäufliches Börsenpapier. Und auf das Ausland scheint man diesmal vornehmlich zu rechnen. (Fast könnte man diese Emission als Auslandsanleihe bezeichnen.) In London und Paris sind die Geldsätze niedrig; aber die alte Lehre, daß der Geldmarkt international ist und der Ueberfluß an Gold dorthin seinen Weg nehmen muß, wo der Zinsfuß höher notiert, hat diesmal keine Bestätigung erfahren. Das Mißtrauen gegen Deutschlands industrielle Entwicklung, das durch die allzu rasche Expansion Stütze und Förderung erfährt, verhinderte das Einströmen ausländischen Goldes in Form von Bankkrediten. Deutsche Reichsanleihen und Preußische Konsols werden, so rechnet man, von den Franzosen eher gekauft; besonders bei einem Zinssatz von 4% und zu einem Kurse, der noch um ½ % unter päri notiert. Brauchte man aber, so ist zu fragen, hierzu die Vermittlung des Bankenkonsortiums? Auch an die Reichsbank und die Preußische Seehandlung hätten sich die ausländischen Bankiers wenden können; und diesen Weg sicherlich eben so gern beschritten. Die 200 Millionen 4% iger Schatzscheine, die gleichzeitig an die Banken gegeben, aber nicht an den Markt gebracht werden, sind freilich nur durch deren Vermittlung ins Ausland zu bringen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein Staatsinstitut deutsche Anleihen direkt nach Frankreich verkauft. Und für eine Provision von einem Prozent kann man mit harmlosem Achselzucken verkünden, daß das deutsche Reich sich nie Kredite von Frankreich beschaffen mußte.

Es wäre kleinlich, wegen der Vermittlerprovision die gesamte Anleihe-Transaktion nicht zu billigen. Wichtiger, scheint mir, ist eine Kritik der Bedingungen, zu denen die Emission erfolgt und des Zeitpunktes, zu dem sie vorgenommen wird. Im Jahre 1906, als der Geldmarkt nicht viel flüssiger war als augenblicklich, wurden 560 Millionen Mk. 3½ % iger Anleihen mit 100,10% plaziert; jetzt vermag man einen um 90 Millionen Mk. höheren Betrag vierprozentiger Werte nicht einmal zu demselben Preise unterzubringen. Wenn unter diesen Umständen im Auslande der deutsche Kredit bemängelt wird, darf man sich wahrlich nicht wundern; noch niemals hat, seit zwei Dezennien, ein Reich von Deutschlands Bedeutung, noch viel weniger ein Staat mit so wichtigen Hilfsquellen wie Preußen, eine Anleihe zu so ungünstigen Bedingungen abschließen müssen. Wollen die Parlamente auch über diese Schande hinweggehen, ohne endlich Wandel zu schaffen? Die Ursache dieser Verschleuderung des Anleihekredites liegt in zwei Momenten, die in einem gewissen Zusammenhange zueinander stehen. Die Regierung wollte mit dem billigen Kurse den Banken und den Käufern gewiß kein Geschenk machen, sondern sie ist durch den niedrigen Stand der älteren Anleihen hierzu gezwungen worden. Wenn 3½ %ige Werte sich auf Basis der jetzigen Kurse mit 3,80%, 3%ige sich mit 3,65% verzinsen, kann man für vierprozentige Anleihen keinen viel höheren Preis fordern, als es geschehen ist. Denn bei der Berechnung des Unterschiedes muß auch berücksichtigt werden, daß die Chance einer Kurssteigerung bei den niedriger verzinslichen (und darum weit unter 100% notierenden) Anleihen größer ist, weil die vierprozentige nach 10 Jahren mit pari zurückgezahlt werden kann. Mittel zur Besserung der Kurse mußten daher zuerst angewendet worden sein, und manches hätte sich schon längst erreichen lassen. Wichtiger als im neuen Börsengesetz die Produktenbörse im Kompromiß gegen die Erleichterungen für die Fondsbörse zu belasten, wäre ein Gesetzentwurf gewesen, der die Anlage eines Teiles der Depositengelder der Banken in Staatsanleihen vorschreibt. Aber selbst unter Berücksichtigung des niedrigen Kursstandes der älteren Anleihen hätte man eine bessere Plazierung erreichen können, wenn man den im Januar gewählten Modus zunächst beibehalten und auf diese Weise einen nur geringen Betrag untergebracht hätte. Wer vermag noch daran zu zweifeln, daß wir mit einer Erleichterung des Geldmarktes in den nächsten Monaten zu rechnen haben? Auf diese Erleichterung mußte die Regierung warten; sie konnte vielleicht schon nach einem Quartal einen viel höheren Kurs erzielen. Die Emission zur jetzigen Zeit erinnert nur allzu sehr an die Abschlüsse der preußischen Eisenbahnverwaltung mit dem Stahlwerkverband, die zu den hoch geschraubten Preisen just in dem Moment zustande kamen, wo Deutschlands Hochkonjunktur zu Grabe geläutet wurde.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feil, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Proben franko.

Versandhaus für

Seidenwaren und Wollstoffe

Unerreichte Auswahl bei billigsten Preisen.

August Michels, Berlin W. 8

Leipziger Strasse 96, Ecke Charlottenstrasse.

4 Hoflieferanten-Diplome. Prämiiert Paris 1900.

Katalog gratis.

Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstrasse 57
Filiale: Potsdamerstrasse 23
Der illustrierte Katalog
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt

Die **Einbanddecke** für den I. Jahrgang (Heft 1—29)
∴ ∴ des „Morgen" ∴ ∴
ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.
Halbleinen-Decke zum Preise von Mk. 2.—
in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—

Marquardt & Co., Berlin W. 50.

Werkstätten für Handwerkskunst
Otto Erdmann junior
Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW. 61, Tempelhoferufer 21

Inhalt

		Seite
Eduard Goldbeck	Briefe an den deutschen Kronprinzen	477
Ths. Achelis	Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde	481
Georg Hirschfeld	Frühlingsnacht	485
Rainer Maria Rilke	Samuels Erscheinung	489
Herbert Eulenberg	Mit einem Gürtel	490
Herbert Eulenberg	Lord Byron	490
Hermann Bahr	Tagebuch (Schluß)	492
Hans von Kahlenberg	Der enigmatische Mann (Fortsetzung)	495
Berthold Litzmann	Was sollen wir lesen?	499
Karl Schnitzler	Wonnemond	505
Politische Gedichte		507
Bruno Buchwald	Der Kompromiß	507
A. L.	Wir	509
Emil Geyer	Das Liebesempfinden der Gegenwart	511

Manuskriptsendungen nur an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. (Sprechstunden: Montags 5—7 Uhr.)

Peter's Union-Ledergleitschutz

Das beste vom Besten!

Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik
LOUIS PETER A.-G., Frankfurt a. M.